Erzherzog Johann
und seine Zeit.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung:

Erzherzog Johann als Reichsverweser.

Erster Band.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erzherzog Johann
und seine Zeit.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung:

Erzherzog Johann als Reichsverweser.

Erster Band.

Berlin, 1863.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erzherzog Johann

als

Reichsverweser.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung.

Erster Band.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Buch.

Das Vorspiel zum Drama von 1848.

I.

Die Wiener Conferenzen.

Na, Metternich, sind die Herren Gesandten abgereist? fragte Kaiser Franz. Sind die Conferenzen beendet?

Ja, Majestät, erwiderte der Fürst Staatskanzler mit einem leisen Lächeln, die Conferenzen sind beendet. Ich darf sagen, sie haben den Schlußstein auf das Gebäude gesetzt, an welchem Ew. Majestät seit zwanzig Jahren mit so unermüdlicher Sorgfalt und so bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gebaut haben, und bei welchem es mir vergönnt war, dem erhabenen Baumeister als Handlanger und Gehülfe zur Seite zu stehen.

So, Sie meinen also, das Gebäude sei endlich jetzt fertig und vollendet? fragte der Kaiser, indem er

seine tiefliegenden, hohlen Augen mit einem seltsam ernsten und düstern Blick auf das lächelnde Antlitz seines Staatskanzlers heftete. Zuerst sagen's mir doch einmal, wie nennen's denn das Gebäude, von dem Sie sagen, daß wir's jetzt fertig haben, welches ist halt sein Zweck?

Majestät, das Gebäude heißt: Volksunterthänigkeit, und sein Zweck ist: die Gewalt, das Ansehen und die Macht der Fürsten als das einzige belebende Princip, als die schaffende und gestaltende Sonne über den Ländern und Völkern festzustellen und aufzurichten.

Und auf solch Gebäude meinen's, daß wir jetzt mit den Conferenzen hier den Schlußstein gelegt haben?

Ja, Majestät, oder wenn Sie wollen, haben wir den künstlichen und stolzen Thurm durch die Conferenzen geschmückt mit dem goldenen Wetterhahn, zu dem ganz Deutschland von nun an emporschauen muß, um zu sehen, woher ihm der nöthige Wind bläst. —

Nit übel das, sagte der Kaiser gedankenvoll, aber es ist halt nur schlimm, daß so'n Wetterhahn, der den Andern den Wind anzeigt, sich selber doch auch halt drehen muß nach dem Wind.

Er dreht sich nur den Andern zur Belehrung, und bleibt dabei doch immer fest und unerschütterlich auf seiner Basis, Allen sichtbar, und doch Allen ein Geheimniß, weil Niemand ihn auch nur von heute zu morgen berechnen kann.

Das klingt halt gerad' wie ein delphisch Orakel, sagte der Kaiser achselzuckend, es läßt sich halt Alles herausdeuteln, was man will. Aber hören's, Fürst, Sie sollen mir jetzt einmal ein Schlußprotocoll von Ihren Conferenzen geben, damit ich doch halt genau weiß, was Ihr schlauer Kopf da wiederum zu Stand' gebracht hat. Wissen wohl, ich bekümmere mich halt wenig um die äußern Angelegenheiten. Das ist das Departement, in welchem ich Sie walten laß', und nur ein für alle Mal Ihnen als Norm festgestellt hab', daß Sie es verwalten sollen in meinem Sinn und Geist, das heißt im Geist der Ordnung, der Stabilität, des Bestehenden, und der unangreifbaren Fürsten-Autorität. Haben sich halt immer bewährt in diesem Sinn und Geist, und so durft' ich Sie Ihrer Wege gehen lassen, und Ihnen das Departement des Auswärtigen zur Verfügung geben, während ich gearbeitet hab' im Departement des Inwendigen und des Innern, als hätt' ich drei Hofräth' mit Haut

und Haaren verschluckt, und müßt' nun für alle drei arbeiten, nebenher aber noch als Kaiser meine Pflicht thun. —

Es ist wahr, seufzte Metternich schwermüthig, Ew. Majestät strengen sich zu sehr an, Ew. Majestät sollten bedenken, daß das Wohl des Staates, der Nationen, welche den Kaiser Franz anbeten als ihren Herrn und Kaiser, daß das Wohl ganz Europa's bedingt ist von Ew. Majestät Wohlbefinden und langem Leben. Ja, ich wage es noch Einmal zu behaupten, Ew. Majestät strengen sich zu sehr an, Sie arbeiten zu viel, zu ununterbrochen und zu ruhelos. Sie sollten sich mehr Ruhe gönnen, und die drei Hofräthe in Gnaden aus Sich Selber entlassen, um sie als wirkliche Personen neben sich arbeiten zu lassen, und nur als Kaiser in letzter Instanz zu entscheiden.

Es geht nicht, nein, es geht halt nicht, murmelte der Kaiser gedankenvoll vor sich hin, darf mir keine Ruhe und keine Erholung gönnen, denn die ganze Maschin' würd' halt stocken und in Unordnung gerathen, wenn ich die Hand von ihr abzöge, und sie nit selber, und ganz allein regieren wollte. Kenn' ihre Eigenthümlichkeiten und ihren Bau allein, weiß, wie man sie anzufassen hat, damit sie in ihrem richtigen Gange gehe.

Und doch will's mich halt zuweilen bedünken, als ob — Aber, unterbrach sich der Kaiser auf einmal selber, aber Sie sollten mir ja ein Schlußprotocoll über Ihre Conferenzen vortragen, wollt' von Ihnen selber erfahren, was Sie ausgerichtet, und wozu diese Conferenzen eigentlich genützt haben, von denen's in den Zeitungen so viel Geschrei machen, und über die meine Herren Brüder, wie ich hör', gar grimmig und erbos't sein sollen. Nun, nun, Sie wissen schon, Metternich, daß das halt für mich kein Grund ist auch erbos't zu sein, sondern, daß mir zuweilen grad' recht sehr gefällt, was meine allzeit klugen und gelehrten Herren Brüder verdammen. Lassen's also hören, Herr Staatskanzler und Minister des Auswärtigen, was ist's mit diesen Conferenzen? Wozu hatten Sie dieselben zusammen berufen, und was haben's damit erreicht?

Majestät, ich veranstaltete diese Conferenzen, um mich mit allen deutschen Fürsten und Regierungen zu verständigen und zu einigen, und um endlich ein für alle Mal die Stürme zu beschwichtigen und zur Ruhe zu bringen, die uns Alle bedrohten. Man hatte in der letzten Zeit hier und da sich hinreißen lassen zu allzugroßer Nachgiebigkeit, man war der irrigen

Meinung gewesen, die revolutionären Elemente ließen sich am beßten dadurch beschwichtigen, daß man ihnen keine Gewalt entgegensetze, sie nicht aufreize und durch Widerstand entflamme, sondern sie einfach ignorire, und ihr Dasein gar nicht zu ahnen scheine. Aber dies hat die Kühnheit jener revolutionairen Partei bis zum höchsten Uebermuth gesteigert. Jede Autorität anfeindend, weil sie sich selbst zur Herrschaft berufen wähnte, unterhielt sie mitten im allgemeinen politischen Frieden einen innern Krieg, vergiftete den Geist und das Gemüth des Volkes, verführte die Jugend, bethörte selbst das reifere Alter, trübte und verstimmte alle öffentlichen und Privatverhältnisse, stachelte mit voller Ueberlegung die Völker zu systematischem Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher auf und predigte Zerstörung und Vernichtung gegen Alles, was bestand. Diese Partei hatte sich allgemach der Formen der in Deutschland eingeführten Verfassungen zu bemächtigen gewußt. Planmäßig vorschreitend begnügte sie sich anfangs damit in den ständischen Kammern den Regierungen gegenüber eine Position zu gewinnen. Dann allmälig ging ihr Streben weiter; die gewonnene Stellung sollte thunlichst verstärkt werden. Dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichst enge

Schranken einzuschließen; zuletzt endlich sollte die wahre Herrschaft nicht länger in dem Staatsoberhaupt concentrirt bleiben, sondern die Staatsgewalt in die Omnipotenz der ständischen Kammern verpflanzt werden.*)

Ja, rief der Kaiser mit grimmigem Antlitz, ja, das ist's, was dieses gottverfluchte Gesindel begehrt und bezweckt. Wollen Recht, Ordnung und Gesetz zu Schanden machen, wollen sich die Herrschaft anmaßen, anstatt zu gehorsamen, herrschen. Aber ich will sie unter meine Füße treten, die Teufelsbrut, ich will sie zermalmen und in Staub zermürbeln, diese aus dem Höllenpfuhl hervorgestiegene Rotte, die ihr ehrloses Haupt gegen ihre angestammten Herrscher von Gottes Gnaden zu erheben wagt. Ach, ich wollt', ich könnt' sie Alle auf einmal fassen in diesen meinen Händen, und könnt' ihnen mit einem einzigen Hieb all' ihre Häupter vom Rumpfe abhauen, ich thät's und wären's ihrer tausend Köpfe auf Einmal, und ich würd' mich halt nit für einen grausamen Mörder halten, sondern für den Retter der Gesellschaft und der Ordnung, und würd' Gott danken, daß er mir so ein heiliges Werk

*) Metternich's eigene Worte auf den Wiener Conferenzen. Siehe: Welker's Urkunden, S. 372.

auferlegt. Ich dank' Ihnen, Metternich, Sie haben ein klares und bündiges Bild der verruchten Partei entworfen, und ich seh', Sie stehen mit mir auf demselben Standpunkt und denken nit milder über das Gesindel, als wie ich selber es thu'.

Ein leises Lächeln der Zufriedenheit flog über Metternich's immer noch schönes Angesicht, als der Kaiser in höchster Erregung und mit zuckendem Angesicht so sprach.

Man darf und kann leider keinen mildern Standpunkt diesen Leuten gegenüber einnehmen, sagte er mit seiner weichsten und einschmeichelndsten Stimme, man muß bedacht darauf sein, diesem gährenden und überfluthenden Strome der Revolution einen hemmenden und rettenden Damm entgegen zu stellen, wenn er nicht in Kurzem die letzten Reste der Regierungsgewalt und Fürstenhoheit hinwegschwemmen soll.

Und Sie meinen, daß Sie mit ihren Conferenzen und Vereinbarungen hier diesen Damm aufgebauet haben? fragte der Kaiser, indem er in seinem heftigen Auf- und Niedergehen inne hielt und vor dem kleinen mit allerlei Holzstücken und angefangenen Schnitzarbeiten beladenen Tische stehen blieb, der neben seinem Arbeitsbureau stand.

Ja, Majestät, ich meine, daß wir einen solchen Damm aufgerichtet haben.

So lassen's hören, was das Resultat Ihrer Conferenzen ist, rief der Kaiser. Aber warten's noch einen Augenblick! Der Mensch muß halt niemals müßig sein, und wenn der Kopf denkt und der Geist arbeitet, können auch die Finger immer noch nebenher ihre kleine besondere Arbeit verrichten. Hab' da ein Kästchen für die Frau Kaiserin angefangen zu schnitzen, und hab' ihr versprochen, daß sie's heut' noch bekommen soll. Will also ein Bischen schnitzen, während Sie sprechen.

Bewunderungswürdig in der That, bewunderungswürdig, murmelte der Fürst, gleichsam seiner Extase Worte verleihend. Niemals gönnt Ew. Majestät sich Ruhe, niemals Erholung, immer findet man Sie rastlos thätig, nur der Arbeit Ihr ganzes Dasein hingebend. Aber mir wird bange dabei in meinem innersten Herzen, denn ich komme immer wieder darauf zurück, Ew. Majestät spannen Ihre Kräfte allzusehr an, Sie arbeiten zu viel, und ich möchte meinen angebeteten Kaiser inständigst bitten und beschwören, Sich endlich Ruhe zu gönnen, einige Hülfsarbeiter neben sich zu dulden.

Reden's mir nit mehr davon, rief der Kaiser ungeduldig, will keine Hülfsregierer haben, will allein, ganz allein der Kaiser und der Herr sein. Und was das Schnitzen anbetrifft, so ist das meine beste und liebste Erholung, die mir schon manche frohe Stunde bereitet hat. Gönnen's mir also mein Plaisir, und lassen's mich halt schnitzen, während Sie mir Ihre Politik entwickeln. So, ich will mit meinen Messern hier die kleine Rosett' ausarbeiten, und das wird mich nicht hindern, genau auf Alles zu merken, was Sie mir sagen werden. Jetzt legen's mal los, Herr Fürst, und erzählen's von den Conferenzen. Wozu Sie dieselben brauchen, das haben's mir recht klar und deutlich auseinandergesetzt, jetzt lassen's mal hören, was Sie erreicht haben.

Großes und Wichtiges, Majestät, denn ich darf sagen, daß diese Wiener Conferenzen den Schlußstein gesetzt haben auf jene Carlsbader Beschlüsse, mit denen wir damals im Jahre 1819 nach den großen Völkerstürmen die Grundlage zur geregelten Herrschaft der Fürsten und Regierungen gelegt haben.

Na hören's, rief der Kaiser lachend, wenn Ihre Conferenzen mit den Carlsbader Beschlüssen zusam-

menhängen, dann wird's wieder halt ein schrecklich Lamento geben im lieben deutschen Reich.

Ein schrecklich Lamento bei den Wühlern und der Umsturzpartei, ja wohl, Majestät, aber ein Hosiannah bei Denen, welchen es um die Dauer des Bestehenden, um Recht, Ordnung und Gesetzlichkeit zu thun ist. Das Schlußprotocoll unserer Conferenzen ist jetzt von den Vertretern aller deutschen Regierungen unterzeichnet worden, und damit ist eine neue Gesetzgebung für ganz Deutschland eingeführt.

Und spielt der Bundestag dabei eine wichtige Rolle? fragte der Kaiser. Maßt er sich immer noch an, so 'ne Art deutscher Kaiser zu sein und das Scepter in Händen zu halten, das ich im Jahre 1806 als letzter deutscher Kaiser zerbrochen und bei Seite gelegt habe?

Nein, Majestät, wir haben dem Bundestag jetzt sein Bischen Herrlichkeit auf das äußerste Minimum beschränkt, und er wird hinfort nichts weiter sein, als das Organ, durch welches wir den Völkern und Unterthanen unsern Willen kund thun und ihnen anzeigen, was wir beschlossen haben, insofern es für die Oeffentlichkeit bestimmt ist. Der Bundestag wird hinfort nur eine Art deutscher allgemeiner Polizei sein, und seine

einzige Aufgabe wird darin bestehen, genau darauf zu sehen, daß überall die Gesetze und Beschlüsse inne gehalten werden, welche wir hier in den Conferenzen als maßgebend aufgestellt haben. Als eine ausübende Gewalt bedürfen wir seiner jetzt nicht mehr, denn die sechszig Artikel unserer Conferenzen stellen klar und unzweifelhaft Alles fest, was geschehen soll, und wie die Einzelregierungen sich zu verhalten haben. Es wird hinfort nicht mehr von Ständegewalt und Ständeherrschaft die Rede sein, denn in diesen sechszig Artikeln haben wir diese Gewalt vollkommen gebrochen und annullirt. Die Uebermacht der republikanischen Kammern existirt nicht mehr, denn wir haben festgesetzt, daß im Fall von Conflicten zwischen den Regierungen und Ständen, nicht die Regierungen sich mehr der Majorität der Kammern zu fügen haben, sondern daß der Bundestag das Schiedsgericht sein soll, welches zwischen den Regierungen und Ständen die unwiderrufliche Entscheidung ausspricht. Wir haben ferner den Ständen ein für alle Mal das Recht entzogen, Steu ern zu verweigern oder an die Bewilligung derselben Bedingungen zu knüpfen, selbst nicht einmal unter der Benennung von Voraussetzungen oder unter irgend einer andern Form. Denn dadurch

allein konnten wir dem Staatshaushalt die mögliche Sicherung gegen die feindseligen Bestrebungen der anarchischen Fraction geben.*) Alsdann und vor allen Dingen haben wir es für nöthig erachtet, das Universitäts=, das Unterrichts= und das Erziehungswesen zu reguliren, und auch hierin den Ständen allen Einfluß zu entziehen. Die Lehrfreiheit ist ein Unding, welches aller Ordnung und Gesetzlichkeit Hohn spricht, das die Jugend schon durch seinen äußeren Klang und den Begriff seines Wortes revolutionirt und zu extremen Wünschen aufreizt. Wenn den mit dem Liberalismus so gern coquettirenden Herren Gelehrten gestattet sein dürfte, auf dem Katheder Alles zu sagen, was ihnen durch ihren gelehrten Kopf braust, und Grundsätze zu lehren und zu proclamiren, die mit den bestehenden Verhältnissen und Gesetzen doch immer im schreiendsten Widerspruch sind, so würden wir bald die Revolution von dem Katheder und aus den Auditorien heraus ganz Deutschland mit ihren Aufruhr= und Blutwellen überschwemmen sehen. Das gesprochene, wie das gedruckte Wort muß sich den Schranken fügen, welche das Gesetz ihm auferlegt,

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Schlußprotocoll der Wiener Conferenzen.

und ebensowenig wie eine Lehrfreiheit darf es eine Preßfreiheit geben, sondern man muß ihnen Beiden so straffe Zügel anlegen, daß man sie lenken kann nach bester Einsicht und Kraft. Ja, es ist nicht genug, daß man dem gedruckten und gesprochenen Worte solche Zügel anlege, sondern durch sie muß man dahin gelangen, die Gedanken selbst zu beherrschen, und in die gesetzlichen Grenzen einzuordnen.

Metternich, rief der Kaiser ganz begeistert, Metternich, wenn Sie so sprechen, so sind's recht der Mann nach meinem Herzen, und ich freu' mich Ihrer. Sie haben da ein großes und weises Wort gesprochen. Ja, das ist halt die Hauptsach', daß man Macht und Gewalt hat über die Gedanken der Menschen, und daß die Unterthanen sich so ergeben in Gehorsam und Demuth fühlen, daß sie nit einmal zu denken wagen, was der Landesherr nit billigen und die Gesetze nit gut heißen könnten. Wenn Sie das durch Ihre Conferenzen anbahnen und bewerkstelligen können, so haben's eine segensreiche That gethan, und die kommenden Geschlechter noch werden's Ihnen danken.

Ich hoffe, daß wir diese That vollbracht haben, sagte Metternich, leise und lächelnd sein Haupt neigend. Ich hoffe, daß wir mindestens einen Weg gefunden

und eröffnet haben, der, wenn er mit treuem und beharrlichem Festhalten an dem einmal als Recht Erkannten verfolgt wird, ohne feindliche Gegenwirkungen hervorzurufen uns nicht bloß aus dem Labyrinthe der im Momente drohenden Gefahren führen soll, sondern auch für alle Zukunft auf einen besseren Pfad der Ordnung, der echten Freiheit und des Rechts zu leiten geeignet ist.*)

Ich mein' halt, Sie haben Recht, bestätigte der Kaiser, und Sie haben durch diese neuen Gesetze Deutschland auf lange Zeit hinaus vor allen Gährungen und revolutionären Bewegungen gesichert. Und jetzt will ich Ihnen auch sagen, warum ich heut' so genaue Auskunft begehrt hab' über diese Conferenzen. Hab' heut' morgen mit der Ordinarienpost ein anonymes Schreiben erhalten, in welchem ich gar inbrünstig beschworen werd', doch nit dieser neuen, gesetzlosen Politik des Fürsten Metternich meine Zustimmung zu geben, und nit zu dulden, daß die Beschlüsse dieser Conferenzen zur Ausführung gelangen. Hören's einmal wie pathetisch das Schreiben an manchen Stellen lautet.

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Welker's Urkunden, Schlußrede des Fürsten Metternich.

Der Kaiser legte seine Schnitzarbeit bei Seite und nahm aus seinem Bureau einen aufgeschlagenen Brief, den er jetzt mit raschem, prüfenden Blick überflog.

Hier zum Beispiel, diese Stelle, rief er, hören's einmal: „Was noch im deutschen Volke von Heilighaltung des monarchischen Princips, von Respect und Ergebenheit vorhanden gewesen, das erhält jetzt durch Metternich, diesen unseligen Anwalt der Fürsten und ihrer Prinzipien den Todesstoß, und wird vor dem zornigen Sturmhauch der öffentlichen Meinung in Asche zerfallen." Nit wahr, das klingt ganz grauslich und haarsträubend? Und hier wieder weiterhin, da kommt's halt noch fürchterlicher. Hören's nur! „Die Fürsten sollten, statt sich zu freuen, sich grämen über diese neuesten Wiener Conferenzen; sie bringen ein großes Opfer damit — die alte Anhänglichkeit, Zutraulichkeit und Liebe der Völker. Die hat Metternich jetzt den Fürsten genommen. Erhalten sie je wieder Sympathien, so nur durch ihre eigenen Verdienste; aber es ist zu nicht ermessen, wie die Kluft ausgefüllt werden soll, die zwischen den Thronen und Bürgerhütten, zwischen Fürst und Volk aufgerissen ist." *) Na, was

*) Adolph Schmidt: Zeitgenössische Geschichte, Seite 43.

sagen's dazu? Nit wahr, das sind gar schlimme Prophezeihungen, und es läuft Einem dabei eine Gänsehaut über'n Leib, wenn man halt eben das Unglück hat, eine Gans zu sein. Aber ich fürcht' mich halt nit, und ich mein', der Herr Anonymus hätt' sich die Müh' sparen können, mir seine Weisheit auszukramen. Denk' auch, ich weiß, wer der Herr Anonymus ist, der so gar sehr besorgt ist um das Staatswohl Oesterreich's, und gar so gern seine superkluge Nas' in Alles stecken möchte. Kommen's mal her, Metternich, sehen's Sich das Geschreibsel einmal ordentlich genau an. Sehen's halt die J's, und da die O's, und hier die allerliebsten geschwenkten H's, und da die A's, und die N's, wahrhaftig, ich kenn' diese niedlichen, gedrechselten Buchstaben, und wenn ich sie jetzt so zusammen buchstabir', so geben's mir zusammen das Wort „Johann", und es erinnert mich gar angenehm an meinen weisen und klugen Bruder, den Herrn Erzherzog Johann. Ist halt recht lang nit in Wien gewesen, mein lieber Herr Bruder Johann, schießt immer noch Böcke in Steyermark und studirt Volkssouverainetät bei seiner Frau Anna Plochl, der Freiherrin vom Brandhof. Und dieser Brief hier ist wohl auch nichts weiter als ein Bock, den mein Herr

Bruder in Steyermark geschossen, und er sendet ihn mir her als ein Zeichen seiner Bruderliebe. Ja, ja, sie haben mich halt sehr lieb, meine Herren Brüder, und ich vergelt's ihnen aus Herzensgrund, und werd's ihnen vergelten, so lang ich lebe.

Es ist wahr, seufzte Metternich, die Herren Erzherzöge haben zu meinem tiefsten Schmerz mir immer gemißtraut, und niemals an meinen aufrichtigen Eifer für das Wohl des Staats glauben wollen. Namentlich der Herr Erzherzog Johann betrachtet mich ein für alle Mal als den bösen Dämon, der in Oesterreich allen liberalen Institutionen und allem Fortschritt hindernd im Wege steht, und —

Und gerad' daß er Sie so betrachtet, unterbrach ihn der Kaiser, grad' das giebt Ihnen in meinen Augen ein neues Verdienst, und beweist mir, daß Sie meines Vertrauen und meiner Billigung vollkommen würdig sind. Also kümmern's Sich nicht weiter darum. Muß Ihnen sagen, daß ich mit Ihren Conferenzen und Ihren sechszig neuen Gesetzen sehr zufrieden bin, und Ihnen von Herzen dafür danke. Wünschte wohl, ich könnte Ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit geben. Denken's einmal nach, haben's gar keinen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnt'?

Doch, Majestät, sagte Metternich leise und fast zögernd, doch, ich hätte wohl einen Wunsch, den ich mir erlauben möchte, Ew. Majestät vorzutragen, wenn Sie es mir gnädigst gestatten wollten.

Ich gestatte es Ihnen, rief der Kaiser heiter, und ich denk', ich kann schon im Voraus meine Gewährung zusagen, denn was der Fürst Metternich bittet, ist sicherlich der Gewährung würdig.

Mindestens hoffe ich, daß meine Bitte bei Eurer Majestät keiner Mißdeutung unterworfen sein wird. Ich habe Ew. Majestät eben jetzt durch diese neuen Conferenzen und deren Resultate den Beweis gegeben, daß mein ganzes Denken, Sein und Leben nur darauf gerichtet ist, den Souverainetätsrechten, dem Gesetze und der Regierung ihre ganze unbedingte Macht und Gewalt wieder zu erobern. Ich bin mir dabei sehr wohl bewußt gewesen, daß ich mir den Haß und Zorn der sogenannten Liberalen und aller Derer, welche sich als freie Geister und starke Köpfe zu betrachten lieben, auf's Neue zugezogen habe, und daß sie wieder alle Mittel der Verleumdung, der schwärzesten Verdächtigungen, der gehässigsten Anklagen versuchen werden, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden. Aber solche Angriffe schrecken mich weder, noch sind

sie im Stande, mich auch nur einen Moment stille stehen zu machen auf dem Wege, den ich mir vorgezeichnet, und den ich dahin gehe mit dem muthigen Vertrauen eines Mannes, der unbeirrt nur seiner Ueberzeugung und der beschworenen Treue gegen seinen Herrn und Kaiser folgt. Ich wage Ew. Majestät an die fünf und zwanzig Jahre treuer Pflichterfüllung zu erinnern, die ich im Dienste Ew. Majestät verlebt habe, und im Hinblick auf diese Jahre erflehe ich mir schon im Voraus Vergebung für die Bitte, die ich mir erlauben will, meinem Herrn und Kaiser vorzutragen!

Das heißt, sagte der Kaiser mit düsterer Stirn und einem raschen Aufleuchten seiner Augen, das heißt, Sie wollen wieder einmal versuchen, für irgend einen politischen Verbrecher meine Gnade zu erflehen?

Ja, Majestät, ja, Gnade will ich erflehen, nicht für Einen Verbrecher allein, obwohl mir dieser die nächste Veranlassung dazu giebt, sondern Gnade für Viele. Gnade für Diejenigen, welche seit zehn Jahren vielleicht die Fehler und Irrthümer ihrer Jugend abgebüßt haben und zur Reue und zum zerknirschten Bewußtsein ihrer Schuld gekommen sind. Gnade, Majestät, für die unglücklichen Gefangenen

auf dem Spielberg und in den Bleikammern von Venedig!

Das heißt, rief der Kaiser aufspringend und den Fürsten mit einem zornigen Blick anstarrend, während er sich mit der geballten Faust auf den Schreibtisch stützte, das heißt, Gnade für Hochverräther, für Aufrührer, für Meuchelmörder und Revolutionairs. Wer sind Diejenigen, welche auf dem Spielberg und in den Bleikammern in Venedig eingeschlossen sind? Es sind die Anstifter und Theilnehmer der großen Verschwörung, welche seit zwanzig Jahren die Lombardei und Venetien unterwühlt und meine Provinzen in einen Vulkan verwandelt hat, welcher jeden Moment bereit ist, seinen Krater zu öffnen und seine feuersprühende Lava über meine Länder und Völker auszuströmen. Es sind die Carbonari, mein Herr Fürst, für welche Sie meine Gnade erflehen wollen. Die Carbonari, das heißt, die gotteslästerlichen, ruchlosen Aufwiegler, welche es wagen, zu behaupten, die Lombardei und Venetien gehöre nicht rechtskräftig dem Kaiser von Oesterreich, sei nicht mein unverlierbares Krongut, sondern es seien zwei selbstständige eigene Reiche und Länder, welche das Recht und die Pflicht hätten, sich loszureißen aus meinem Staatenbunde und

sich frei zu machen von meiner Oberherrschaft und Gewalt. Wissen Sie, Herr Reichskanzler, daß dies die Grundsätze und Ideen der Carbonari sind, und daß diesen Grundsätzen folgend, sie immer neue Verschwörungen und Revolten in meinen italienischen Provinzen angezettelt haben?

Ich weiß, Majestät, aber ich weiß auch, daß jetzt seit mehreren Jahren kein neuer ähnlicher Versuch des Aufruhrs in der Lombardei und in Venedig vorgekommen ist, daß die beiden Provinzen Eurer Majestät sich jetzt vollkommener Ruhe und eines ungestörten Friedens erfreuen.

Das macht, wir halten sie darnieder mit einer Hand von Eisen, sagte der Kaiser ingrimmig. Wir stopfen ihnen die gotteslästerlichen Mäuler mit unsern Knebeln, wir bändigen ihre Hände mit unsern Daumschrauben, wir bauen vor ihren Augen soviel Galgen und Schaffotte auf, daß sie dieselben nicht zu erheben wagen, sondern es vorziehen, schweigend mit gesenkten Blicken dahin zu gehen. Wir brauchen nit bloß eine Armee von Soldaten, sondern auch eine Armee von Polizisten, um die Ruhe und den Frieden bei unsern vielgeliebten italienischen Unterthanen aufrecht zu erhalten, wie müssen wöchentlich Millionen baarer

Zwanziger nach unsern italienischen Provinzen schicken und ein Heer von Beamten, von Spionen, von Soldaten bezahlen, um die Aufwiegler wenigstens in Furcht und Schweigen zu erhalten. Aber nehmen's das Geld 'mal fort, reißen's die Galgen und Schaffotte nieder, entfernen's die Armee, verbinden's der Polizei die Augen, gebieten's den Denuncianten zu schweigen, bezahlen's nit mehr die tausend und abertausend Spione, welche die Familien und die einzelnen Individuen überwachen, und Sie werden sehen, daß in ein paar Tagen die ganze Lombardei in Flammen steht, und die Wogen des Aufruhrs von den Lagunen Venedigs über das adriatische Meer dahin brausen nach dem jenseitigen Ufer, und auch meine illyrischen Provinzen überfluthen. Nein, nein, mein Herr Staatskanzler, ich mache mir halt keine Illussionen, und ich weiß gar wohl, was ich von der Liebe meiner Italiener zu halten habe. Ich überlasse Ihnen das Departement des Auswärtigen, aber meine oberitalienischen Provinzen gehören doch, in gewissem Betracht, auch zu meinem Departement des Innern, und ich richt' da mit meiner wachsamen Polizei und meinen Spionen mehr aus, glaub' ich, als Sie mit Ihren diplomatischen Arzeneien und Ihren Begütigungsversuchen. Die

Italiener sind kein Volk, das man mit Güte und Langmuth zur Raison bringen kann. Man muß sie unter die Füße treten, wenn sie Einem nicht über den Kopf wachsen sollen, und schauen's, ehe ich sie mir über den Kopf wachsen laß', da hau' ich ihnen lieber all' ihre aufrührerischen Köpf' ab. Und jetzt, da ich Ihnen meine Meinung ausführlich kund gethan, jetzt lassen's einmal hören, was ist's mit den Gefangenen auf dem Spielberg und in den Bleikammern?

Majestät, sie büßen dort seit zehn Jahren in harten Leiden und bitterer Qual die Verirrungen ihres exaltirten Patriotismus ab, und vielleicht wäre es nicht bloß ein Act der Milde, sondern auch der Klugheit, wenn Ew. Majestät die Gefangenen begnadigten und es nicht abwarteten, daß sie durch das gesetzliche Ende ihrer Strafzeit befreit werden.

Ach, Sie meinen, das Beispiel des Herrn Silvio Pellico sollte mich zu diesem Act der Klugheit bewegen? fragte der Kaiser mit einem ingrimmigen Lächeln.

Es ist wahr, Majestät, ich meinte das. Wenn Ew. Majestät jetzt durch einen Gnadenact die italienischen Gefangenen der Welt und ihren Familien wieder geben, so wäre das die allerberedteste Widerlegung

der Anschuldigungen Silvio Pellico's und das glänzendste Zeugniß von der gnadenvollen Güte und väterlichen Milde Eurer Majestät.

Nein, rief der Kaiser heftig, es wäre nur ein demüthigendes und erbärmliches Zeugniß meiner Schwäche und Feigheit. Es würd' beweisen, daß das alberne und langweilige Buch des Herrn Pellico mich in's Bockshorn gejagt hätte, und daß ich zerknirscht ein pater peccavi betete, um nur nit eine zweite Auflage der „Prigioni" zu erleben. Aber ich will's der Welt, ich will's vor allen Dingen den aufrührerischen Italienern beweisen und zeigen, daß solch' jammervoll Geschreibsel auf mich halt gar keinen Einfluß hat, und daß ich mich nit rühren laß' von dergleichen weibischen Klageliedern und Lamenti. Wer gesündigt hat, muß seine Straf' erleiden, ganz und unnachsichtlich, und ich bin nit der Mann, welcher den Verbrechern ihre Strafzeit verkürzen und Gnade für Recht ergehen lassen möcht'. Lassen's Sich das ein für alle Male gesagt sein, Metternich, ich schenk' den Gefangenen auf dem Spielberg und in den Bleikammern auch nit einen einzigen Tag ihrer Strafzeit, und wüßt' ich, daß ich durch diesen einzigen Tag mir ihre Treue, ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit auf immer er-

werden könnt', ich thät's halt doch nit. Bin nun einmal kein Mann des Vergebens und der Gnade, und muß es halt zugestehen, daß der Herr Fürst Metternich darin ein weit besserer Christ ist, als ich bin.*) Also reden's mir nit mehr von Begnadigung der italienischen Hochverräther im Allgemeinen. Wenn Sie aber für einen einzelnen Gefangenen was zu bitten haben, so lassen's hören, und wenn ich kann, will ich Ihnen Ihre Bitt' erfüllen.

Ich danke Ew. Majestät für Ihre gnädige Erlaubniß und ich mache Gebrauch von derselben. Ich wage es die Gnade des gütigen Kaisers anzuflehen für den alten Munari, der seit dem Jahre 1820 auf dem Spielberg als Gefangener verweilt. Er gehört freilich nicht zu Denen, welche bloß verdächtig waren, zu dem Bunde der Carbonari zu gehören, oder mindestens von demselben gewußt zu haben.

Verdächtig ist eben so gut wie überführt, und muß eben so gut bestraft werden, sagte der Kaiser hastig. Bei der heiligen Jungfrau, wenn man mit der Gefangennehmung und Bestrafung der Verdächtigen immer warten wollte, bis sie vor dem Richter

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: „Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment."

gestanden und von ihrer Schuld überführt worden, dann würden freilich die Gefängnisse leer sein, aber wir würden in jeder Stunde des Ausbruchs einer Revolution gewärtig sein müssen.

Aber Mehrere der Gefangenen wurden indessen auf bloßen Verdacht hin zum Tode verurtheilt, bemerkte Metternich schüchtern.

Doch ich begnadigte die zum Tode Verurtheilten zu zehn- und zwanzigjährigem schweren Kerker, rief Franz mit einem kurzen, harten Lachen. Ich mein' also, die Verbrecher hatten sich nicht zu beklagen über Härte und Strenge, denn hätte ich nicht Gnade geübt, so wären sie schon seit zwölf Jahren von der Erde verschwunden.

Majestät, das sind sie auch jetzt, sie sind von der Erde verschwunden, denn ich glaube kaum, daß die dunklen unterirdischen Gefängnisse auf dem Spielberg und die sonnenlichten Bleikammern im Dogenpalaste den Gefangenen etwas Anderes dünken als ein Grab.

Aber leider öffnen sich diese Gräber eines Tages und die Eingesargten gehen wieder als Lebendige und sehr schwatzhafte Menschen aus denselben hervor, sagte der Kaiser achselzuckend. Der Herr Pellico giebt davon ein schlagendes Beispiel. Hätte ich ihn nicht begnadigt, sondern dem Gesetz freien Lauf gelassen, so

wäre sein albernes Buch nicht erschienen, und er hätte sich und seine Complicen nicht darstellen können als die Märtyrer des Rechts und der Gerechtigkeit.*) Aber was ist's mit dem Herrn Munari? Von dem können's wenigstens nit behaupten, daß er auf bloßen Verdacht hin verurtheilt worden. Er war überführt und geständig dem Carbonaribunde angehört zu haben, und er leugnete es nicht, sondern er rühmte sich sogar, einem seiner Complicen, der gefänglich eingezogen war, zu seiner Flucht behülflich gewesen zu sein. Das Revolutions-Tribunal in Mailand verurtheilte ihn deshalb zum Strange, und ich meine, es war eine übertriebene Milde von mir, daß ich sogar diesen überführten Verbrecher nicht aufhängen ließ, sondern ihn zu zwanzig Jahren schwerem Kerker begnadigte.

Gewiß, es war eine große Gnade von Ew. Majestät, sagte Metternich, leise sein Haupt wiegend.

---

*) Silvio Pellico wurde bekanntlich auf den Verdacht hin, zum Carbonaribunde zu gehören, zum Tode verurtheilt und vom Kaiser Franz zu funfzehnjährigem Kerker begnadigt. Er saß anfangs in den Bleikammern von Venedig und ward dann nach dem Spielberg gebracht, wo er bis zum Ende seiner Strafzeit verblieb. Im Jahre 1830 erlangte er endlich seine Freiheit wieder und begab sich nach Turin. Dort schrieb er sein berühmtes Buch: „Le mie prigioni," das 1833 in Paris Italienisch und zugleich in Leipzig in deutscher Uebersetzung erschien.

Aber das undankbare, revolutionaire Gesindel wollte das natürlich nicht anerkennen, lachte der Kaiser, behaupteten, meine Begnadigung sei nur eine erhöhete Grausamkeit, denn Murani, der gerade sechszig Jahre alt war, als er seine Strafzeit antrat, würde das Ende derselben sicherlich nicht erleben, sondern die Folterqualen des Carcere Duro würden schon in den ersten Jahren seinem Greisenalter ein Ende machen. Da sehen's nun, wie das Volk ewig übertreibt und verlästert! Der Munari hat nun schon die Hälfte seiner Strafzeit abgesessen und der Carcere Duro hat dem alten siebenzigjährigen Kerl wie's scheint nichts anhaben können. Ja, ja, der Magen gewöhnt sich an Alles, und man stirbt nicht davon, wenn man auch nicht alle Tage warme Suppe und niemals Fleisch zu essen bekommt.

Es scheint, sagte Metternich lächelnd, der Magen gewöhnt sich leichter an Entbehrungen als der Kopf. Der alte Munari, der sich niemals über die Entbehrungen beklagt hat, die man seinem Magen auferlegt, kann sich durchaus nicht daran gewöhnen, daß man auch seinen Kopf zu Entbehrungen zwingen und ihm seine Gewohnheiten entziehen will.

Man hat den Gefangenen auf dem Spielberg zur

Strafe für Pellico's Prigioni, den Gebrauch der Bücher und der Feder entzogen, das ist wahr! Aber mein Gott, ich konnte den Scribler nicht an seiner eigenen Person dafür strafen, denn er hat sich durch die Flucht nach Sardinien meiner Gewalt entzogen, und also mußten für ihn seine Complicen und früheren Mitgefangenen büßen. Ich habe übrigens Sorge getragen, daß diese Art der Bestrafung dem Herrn Silvio Pellico durch meinen Gesandten in Turin officiell gemeldet worden ist. Und was meinen's, was der Kerl gethan hat, als ihm mein Gesandter die Anzeige machte?

Ich vermuthe, er hat für seine Freunde um Gnade gebeten? Er hat Ew. Majestät vielleicht in einem Gedicht angefleht, nicht *seine* Schuld an Denen zu rächen, welche nicht Theilhaber derselben gewesen?

Wollt's dem Kerl nit rathen, mich mit einem Gedicht zu behelligen, rief der Kaiser ingrimmig. Liebe das Ansingen überhaupt nit, schon aus dem Grunde nit, weil das hochmüthige Poetenvolk sich immer untersteht, nit bloß Gott den Herrn, sondern sogar uns Kaiser und Könige auf ganz vertrauliche Weise mit „Du" anzureden, als ob wir die Spießgesellen und Kameraden dieser Lumpenkerls wären. Nein, mich in

Versen anzugehen, das hat sich der Pellico halt doch nit unterstanden, und um Gnade hat er auch nit bitten lassen. Kaum hatte ihm mein Gesandter vermeldet, daß seine Complicen für sein Verbrechen büßen müßten, so stürzten dem Pellico die Thränen aus den Augen, er fiel auf seine Kniee nieder und begann mit lauter, jammernder Stimme und dabei in wohlgesetzten Versen zu beten, und über das Schicksal Italiens und seiner „Märtyrer" zu wehklagen. Na, meine Strafe hat also doch gewirkt, Pellico weint und wehklagt, und Munari klagt über die Entbehrungen, welche man seinem Kopf auferlegt?

Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, wenn ich mich unklar ausgedrückt und daher zu einem Mißverständniß Veranlassung gegeben habe. Der alte Munari klagt nicht darüber, daß man ihm die Bücher und Schreibmaterialien entzogen hat, sondern nur darüber, daß man seinen äußern Hirnschädel unbewohnten Entbehrungen aussetze. Er bittet und beschwört Ew. Majestät nur um die Gnade, ihm eine neue Perrücke zu gewähren.

Der Kaiser brach in ein lautes Lachen aus. Eine neue Perrücke, rief er, das ist Alles, um das es sich

handelt, und darum kommt mein Herr Staatskanzler mit so ernster und wichtiger Miene daher?

Majestät, man hat mir ein Schreiben des alten Munari für Ew. Majestät durch gar hohe und verehrungswürdige Hände zugehen lassen. Der Herr Palatin von Ungarn selber befürwortet das Bittgesuch Munari's, und macht es mir in einem eigenhändigen Schreiben zur Christenpflicht, dasselbe Ew. Majestät zu übergeben. Es scheint, der alte Munari hat schon vor längerer Zeit dasselbe Gesuch an den Commandanten des Spielbergs gestellt, ist aber von diesem immer damit abgewiesen worden, daß er diesen Fall an Sr. Majestät nach Wien berichtet, aber noch keine Antwort erhalten habe.

Es ist wahr, sagte der Kaiser gleichgültig, ich entsinne mich jetzt, daß der Herr Manzotti, der Commandant vom Spielberg, mir einmal meldete, daß Munari durchaus eine neue Perrücke begehre. Aber das ist schon eine geraume Zeit her.

Majestät, der alte Munari schreibt an mich, daß er schon ein ganzes Jahr vergeblich um dieses Kleidungsstück petitionire.

Ja, es ist möglich, daß es so lange her ist. Aber, mein Gott, was geht mich die Perrücke eines Hoch=

verräthers an. Ich hielt die Anfrage des Commandanten keiner weitern Antwort werth, denn wozu ist es nöthig, daß so'n Kerl überhaupt eine Perrücke trägt? Hätte ich ihn vor zwölf Jahren hinrichten lassen, so wäre er sicher, keiner Perrücke mehr zu bedürfen.

Aber Ew. Majestät haben ihn eben begnadigt, und da Ew. Majestät ihm einmal das Leben geschenkt haben, so werden Sie in Ihrer Gnade dem alten siebenzigjährigen Manne auch jetzt das weitere Geschenk einer neuen Perrücke huldvoll gewähren. Es scheint, daß Munari so sehr an seine Perrücke gewöhnt ist, daß sein alter kahler Schädel derselben gar nicht entbehren kann. Ich bitte also um die Gnade, daß Ew. Majestät ihm diese ersehnte Perrücke gewähren wollen.

Na, er soll sie haben, rief der Kaiser, um Ihretwillen und weil Sie gar so ein empfindsamer Mann sind, will ich dem Hochverräther seinen Wunsch gewähren, und er soll eine neue Perrücke haben.

Erlauben mir Ew. Majestät, daß ich es in Ihrem kaiserlichen Namen dem Commandanten vom Spielberg melde, und ihn beauftrage für Munari sofort eine neue Perrücke zu beschaffen?

Nit nöthig, werde es selbst besorgen, dank' für Ihre Gütigkeit. Es gehört in meine Abtheilung des Innern, und der Herr Minister des Aeußern hat nichts damit zu schaffen.

Majestät, ich wage nur daran zu erinnern, daß der Gefangene schon seit einem Jahre auf die Erfüllung seiner Bitte hofft.

Ach, Sie meinen, es könnt' halt vielleicht noch ein Jahr vergehen, ehe er sie erhielte? Nein, fürchten's nichts, Herr Staatskanzler. Es trifft sich so, daß ich grade heute eine Depesche an den Commandanten vom Spielberg abzusenden hab', und da werde ich ihm gleich wegen der Perrücke des Signor Munari meine Ordre ertheilen.

Ich sage Ew. Majestät meinen unterthänigsten Dank, aber —

Ich bitt' Sie, nur jetzt keine Aber mehr, unterbrach ihn der Kaiser ungeduldig. Sehen's nur, wie weit mein Kästchen noch zurück ist, und ich hab' es der Frau Kaiserin doch heute zum Angebinde versprochen. Nun wissen's, ein Kaiser muß immer Wort halten, besonders wenn er seiner Gemahlin etwas versprochen hat. Also lassen's mich doch noch ein Bissel schnitzeln!

Majestät, ich ziehe mich zurück, sagte Metternich, sich tief verneigend. Ich werde es nicht wagen, die kostbare Zeit meines Herrn und Kaisers länger in Anspruch zu nehmen.

Und mit einem strahlenden Lächeln, mit dem ruhigsten, heitersten Gesichtsausdruck sich tief vor Franz verneigend, verließ Metternich rückwärtsgehend das Cabinet des Kaisers, der, ganz schon wieder in seine Schnitzarbeit vertieft, dem Fürsten, ohne aufzusehen, seinen Abschiedsgruß zunickte.

Draußen aber, im Vorsaal, wo, dem strengen kaiserlichen Befehl gemäß, Niemand sich aufhalten durfte, damit der Kaiser sicher sei von Niemand behorcht zu werden, draußen im Vorsaal schwand der heitere Ausdruck aus dem immer noch schönen Angesicht des Fürsten und es ward trübe und sorgenvoll.

Es wird eine schlimme Scene geben, flüsterte er leise in sich hinein, sie wird es mir nicht glauben wollen, daß ich gethan, was in meinen Kräften stand. Sie meint eben, wie Alle, daß ich es bin, welcher den Kaiser beherrscht! Als ob dieser eigenwillige und herrschsüchtige Mann von irgend etwas Anderem beherrscht werden könnte, als von dem Gefühl seiner

eigenen Unfehlbarkeit. Nun, wir müssen eben versuchen, die Signora zu besänftigen, und — mein Gott, es ist mir schon so Manches gelungen, also wird auch dies wohl gelingen können.

Er blieb einen Moment vor dem Spiegel stehen, an dem er eben vorüberging, und betrachtete mit prüfender Kennermiene seine eigene Erscheinung, die kleine zierliche Gestalt, die schon etwas zusammen zu sinken und sich zu neigen begann, das feine rosige Angesicht, auf dem der Glanz der Jugend jetzt erloschen war, die hohe Stirn, auf welche die Zeit mit hartem Griffel ihre Linien gezogen und das volle, einst so viel bewunderte Haar, über welches der Winter des Lebens leise schon seine Schneeflocken auszustreuen begann.

Ich werde alt, sagte der sechszigjährige Fürst mit leisem Seufzer, es ist nicht mehr zu leugnen, ich werde alt, und wenn ich jetzt irgend ein Frauenzimmer beschwichtigen oder versöhnen will, so muß ich mich dabei mehr auf meine Zunge, als auf mein Angesicht verlassen. Ach, ich sehe es wohl ein, ich habe einen Bundesgenossen verloren, der mir bis hieher die größten und wichtigsten Dienste geleistet, und dem ich den größten Theil meiner Erfolge verdanke, ich habe meine

Schönheit verloren. Nun, fuhr er dann nach kurzer Pause fort, während welcher er sich unverwandt im Spiegel angeschaut hatte, nun, einige beaux restes sind doch noch geblieben, und wenn man haushälterisch damit umzugehen versteht, kann man doch noch einigen Nutzen daraus ziehen.

Er nickte sich selber zu und ein Lächeln trat in sein Gesicht, das wie der letzte Abendglanz früherer Tage seine Züge durchleuchtete und verschönte.

Mit diesem Lächeln, das er sorgfältig auf seinem Antlitz festhielt, schritt er vorwärts und trat jetzt in den zweiten Vorsaal ein, in welchem die Kammer-Husaren und Kammerdiener in schweigender Ruhe leis' auf den Zehen auf und nieder gingen, oder hier und da in einer Fensternische verstohlen mit einander flüsterten.

Der Fürst nickte freundlich grüßend nach beiden Seiten hin, während er mit raschem Schritt durch den Saal dahin eilte, und trat jetzt hinaus auf den Corridor. Niemand befand sich in demselben als die Schildwache, die mit ernstem, gleichmäßigem Tact mit geschultertem Gewehr langsam auf und ab marschirte, und ehrerbietig vor dem vorübereilenden Fürsten salutirte.

Metternich ging weiter. Anfangs, so lange die Schildwache ihn sehen konnte, langsam und gemessen, dann, als er von dem Hauptcorridor jetzt in einen Seitenflügel desselben eingetreten war, mit raschem, beflügeltem Schritt. Jetzt am Ende des Ganges blieb er vor einer kleinen Thüre stehen, zog aus seiner Busentasche einen Schlüssel hervor, öffnete damit die Thür und trat durch dieselbe in einen kleinen Raum ein, der nichts weiter zu sein schien, als der Vorplatz zu der engen kleinen Wendeltreppe, die sich in der Mitte desselben befand.

Metternich zog mit bedächtiger Ruhe den Schlüssel aus der Thür, drückte dieselbe hinter sich zu und stieg dann langsam, als prüfe und überlege er jeden Schritt, die Wendeltreppe hinauf. Oberhalb derselben befand er sich wieder auf einem kleinen Vorplatz, an dessen der Treppe gegenüber befindlichen Seite, sich eine Thür befand. Derselbe Schlüssel, welcher die untere Thür geöffnet, that auch hier seine Dienste, und der Fürst gelangte abermals hinaus auf einen kleinen Corridor, zu dessen beiden Seiten sich geschlossene Thüren befanden. Das Zeichen, murmelte er leise vor sich hin, ich höre das Zeichen nicht!

Aber gerade in diesem Moment wurde die Stille

unterbrochen durch das dreimalige Anschlagen eines Accordes auf einem Clavier, und nun begann in stürmischem Tempo, in rauschendem Fortissimo ein glänzendes Musikstück.

Immer noch dasselbe leidenschaftliche, glühende Herz, murmelte der Fürst achselzuckend, indem er leise die Hand auf den elfenbeinernen Griff der Thür legte. Sie gab seinem Druck nach und öffnete sich ohne Geräusch. Der Fürst schritt durch sie hin in das große, glänzende, reichgeschmückte Gemach, das sich vor ihm aufthat.

II.

Signora Cibbini.

Das Eintreten Metternich's unterbrach die Dame, welche da drüben an dem Flügel saß, nicht in ihrem Spiel. Sie hatte vielleicht über den rauschenden Melodien, welche ihre kunstgeübten Finger den Tasten entlockten, das Oeffnen der Thür gar nicht gehört, oder sie war zu innerlich vertieft in das Musikstück, das sie ohne Noten, entweder aus dem Gedächtniß, oder nach eigener Phantasie ausführte, und achtete daher nicht auf das, was außer ihr geschah. Sie konnte überdies den Eintretenden nicht sehen, denn vor dem Flügel sitzend, der in der Mitte des Saals stand, hatte sie der Thür den Rücken zugewandt.

Metternich aber sah sie; einen Moment blieb er an der Thür stehen und betrachtete diese hohe Frauen-

gestalt, die da auf dem Tabouret vor dem Flügel saß, diesen stolzen Nacken, über welchen in schwerer Fülle die schwarzen Locken niederfielen, diese vollen üppigen Schultern, welche von keiner Hülle bedeckt, die ganze Schönheit ihrer Formen zeigten. Bei diesem Anschauen belebten sich die Züge des Fürsten, und seine schönen dunkelblauen Augen nahmen einen erhöhteren Glanz an. Er schritt hastig vorwärts; die Clavierspielerin schien seine Nähe noch immer nicht zu ahnen, und der dicke türkische Teppich, der den Fußboden bedeckte, machte seine Schritte unhörbar.

Jetzt stand der Fürst dicht hinter ihr, und legte leise seine kleine von Brillanten funkelnde Hand auf die Schulter der Signora. Katharina, flüsterte er leise und mit einem sanften zärtlichen Ton.

Sie spielte weiter, aber wandte langsam ihr Haupt zur Seite nach dem Fürsten hin. Ihre großen schwarzen Augen begrüßten ihn mit einem blitzartigen Aufleuchten, ihr edles, bleiches Gesicht färbte sich mit einem sanften Schimmer von Röthe und die schmalen festgeschlossenen Lippen umspielte einen Moment ein freundliches Lächeln.

Aber nur Einen Moment, dann verschwand dieses Lächeln wieder, dann erblaßte das sanfte Erröthen

und ihre schwarzen Augen nahmen einen düsteren, fast zornigen Ausdruck an. Aber sie spielte weiter, rauschender, feuriger als zuvor, immer das schöne, bleiche, strenge Angesicht dem Fürsten zugewandt.

Katharina, flüsterte er zum zweiten Mal, Katharina, wollen Sie mich nicht begrüßen?

Mit welchem Namen soll ich Sie nennen? fragte sie, während ihre Finger über die Tasten flogen. Wie heißen Sie?

Ich heiße Clemens, sagte er leise, indem er sich neigte und einen Kuß auf ihre marmorweiße Schulter hauchte.

Sie zuckte zusammen bei dieser Berührung seiner Lippen und ihre Finger fuhren heftig über die Tasten, daß die Saiten aufrauschten wie in jammernden Klagetönen. Dann hob sie sich langsam von ihrem Sitz empor, und richtete ihre stolze Gestalt hoch auf, daß sie um eines Kopfeslänge fast den Fürsten überragte.

Clemens heißen Sie? fragte sie langsam, die großen, glühenden Augen fest auf ihn gerichtet. Ich kannte einst einen Clemens, und — ich liebte ihn, aber Sie sind es nicht! Nein, Sie sind nicht der Clemens, den Katharina Cibbini einst so heiß, so lei=

denschaftlich geliebt hat, daß sie um seinetwillen ihr Vaterland, ihre Familie verlassen und sich dem Feinde Italiens verbinden und dienstbar machen konnte. Nein, Sie sind nicht jener Clemens, der — sprechen wir nicht mehr von ihm. Er ist mir gestorben, und ich habe ihn in meinem Herzen eingesargt, also — sprechen wir nicht mehr von ihm!

Doch, meine theure Katharina, sagte der Fürst mit sanfter, einschmeichelnder Stimme, sprechen wir von ihm! Lassen Sie uns hier niedersitzen auf den Divan und sprechen wir von dem armen Clemens. Sie sagen, er sei todt und Sie hätten ihn in Ihrem Herzen begraben. Aber wer weiß, vielleicht lebt er dennoch, und ich kann es Ihnen beweisen, daß er noch lebt. Setzen wir uns also und plaudern wir, wie einst in schönen und glücklichen Tagen!

Er nahm sanft ihre Hand und führte sie zu dem Divan. Katharina Cibbini sträubte sich nicht, sie folgte ihm ganz mechanisch, ganz willenlos, sie hatte ihr Haupt in den Nacken zurückgeworfen, und ihre großen, weit geöffneten Augen starrten empor, als schaute sie da in dem leeren Raume gar seltsame Bilder und Gesichter.

Metternich zog sie jetzt leise auf den Divan nieder

und setzte sich neben sie. Und nun, Katharina, sagte er, ihre Hand noch immer in der seinigen haltend und sie zärtlich streichelnd, nun sagen Sie mir, warum Sie glauben, daß jener Clemens, den sie einst geliebt haben, gestorben sei?

Ich sage nur, daß er mir gestorben ist, und daß ich ihn in meinem Herzen eingesargt habe, rief sie leidenschaftlich. Seit zwei Jahren, zwei langen, furchtbaren Jahren ruht seine Leiche da auf dem Grunde meines Herzens, und alle Tage habe ich sie getränkt mit meinen Thränen, und geschmückt mit den Blumen meiner Erinnerungen, alle Tage schwur ich, mein Herz zu überwinden, und Rache zu nehmen für meine Schmach und meine Demüthigung, Rache für die Vergangenheit.

Und Ihr großmüthiges Herz vergaß zum guten Glücke immer wieder die grausamen Schwüre Ihres Stolzes. Aber was that er denn, der arme Clemens, daß Sie ihm so glühende Rache schwuren?

Ich will es Ihnen sagen, was er mir that, rief sie in athemloser Aufregung. Er schwur mir ewige Liebe, und er verrieth mich. Er schwur mir ewige Treue, und er verließ mich. Er schwur mir, daß ich sein Weib, seine rechtmäßige Gemahlin werden solle,

und er vermählte sich einer Andern. Und ich liebte ihn dennoch, und als er heimlich, im tiefsten Incognito, in starrer Winterkälte von Wien nach Turin kam, nur um mich zu sehen, um von mir Verzeihung zu erflehen, als er mit Thränen zu meinen Füßen lag, und mir sagte, daß er mich noch immer liebe, daß nur die Politik, die Staatsrücksichten ihn zu dieser Vermählung gedrängt, als er mit tausend zärtlichen Liebesbetheuerungen mich anflehte, ihm zu verzeihen, da brach mein Stolz, da zog ich ihn empor in meine Arme und sagte ihm, daß ich ihm nicht allein verzeihen, sondern daß ich ihn ewig lieben wolle. Er forderte einen Beweis meiner Liebe. Er wußte, daß ich die Vertraute, die Favoritin der Prinzessin Anna von Sardinien war, und daß diese eine glühende Liebe zu einem jungen, schönen aber machtlosen Prinzen ihres Hauses hege. Clemens forderte von mir, daß ich die Prinzessin bewegen solle, ihrer Liebe zu entsagen, um als Belohnung dafür die Hand des Thronfolgers von Oesterreich, die Hand des einstigen Kaisers Ferdinand anzunehmen. Ich versprach es ihm, und ich hielt mein Wort. Prinzessin Anna von Sardinien gab meinen Vorstellungen, meinen dringenden Bitten, meinen kalten Vernunftgründen Gehör, sie

entsagte ihrer Liebe und ward die Gemahlin des unglücklichen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich. Sie hatte mir nur die einzige Bedingung gestellt, daß ich sie nach Wien begleiten, daß ich ihr schwören solle, sie niemals zu verlassen, sondern in Wien zu bleiben, was ich in Turin gewesen, ihre erste Kammerfrau, ihre Vertraute, zu der sie sprechen könne von dem verlorenen Glücke früherer Tage. Ich leistete ihr diesen Schwur, ich folgte ihr nach Wien. Und was fand ich, als ich hier anlangte? Wo war der Clemens, der mir doch jüngst mit Thränen geschworen, daß er mich und nur mich liebe, daß er seine Gemahlin nur aus Politik gewählt habe, um sich durch sie eine mächtige Partei in Ungarn zu schaffen, daß er sie nicht liebe, sie niemals lieben werde? Er kam zu meiner Prinzessin, um sie feierlich in Wien zu begrüßen, und trotz seiner Weltgewandtheit und seiner Verstellungskunst erbleichte er, als er mich bei ihr erblickte, und sein ewig lächelnder Mund fand keine Worte der Begrüßung für mich. Er war nicht darauf vorbereitet gewesen, mich zu sehen, denn ich hatte die Prinzessin unter irgend einem annehmbaren Vorwande gebeten, meine Ernennung geheim zu halten und nur in der Stunde ihrer Abreise mich an der Stelle einer andern

Kammerfrau eintreten zu lassen. Ich wollte an seiner Ueberraschung erkennen, ob er mich noch liebte, und ich sah an seinem Erbleichen, daß er mich betrogen hatte. Und dann, dann sah ich seine Gemahlin, die schöne Melanie Zichy, sah wie Clemens als demüthiger Sclave auf jeden ihrer Winke lauschte, von jedem Lächeln ihrer stolzen Lippen sich beglückt fühlte, sah, daß er mich abermals betrogen hatte, und dennoch — Gott, o Gott, Du kennst mein armes schwaches Herz — dennoch liebte ich ihn, dennoch willigte ich ein, als er um eine Zusammenkunft bat. Hier, hier in diesem Zimmer empfing ich ihn zum ersten Mal, und hier, fuhr sie leiser und fast verschämt fort, und hier habe ich ihn seitdem gar oftmals in stiller Abenstunde empfangen, bis —

Bis der arme Clemens eines Abends, unterbrach sie der Fürst, eines Abends, als er sehnsuchtsvoll zu seiner Freundin eilte, die Thüre von innen verriegelt fand, so daß er sie mit seinem Schlüssel nicht zu öffnen vermochte. Vergebens bat er schriftlich um eine Erklärung, vergebens beschwor er seine theure Freundin, ihm den Grund ihrer plötzlichen Entfremdung zu sagen, ihn wissen zu lassen, was er verbrochen habe, ihn —

Er wußte es, rief sie heftig, er wußte ganz genau, was er verbrochen hatte, und —

Theuerste Freundin, unterbrach sie der Fürst lächelnd, ich habe Sie vorher sprechen lassen, ohne Sie nur mit einer Sylbe zu unterbrechen. Ich habe alle Ihre Beschuldigungen, Ihre Vorwürfe schweigend angehört, weil ich hoffte, daß, wenn Sie geendet, auch für mich die Zeit des Redens und der Entschuldigungen gekommen sein würde. Darf ich annehmen, daß diese Zeit jetzt für mich da ist?

Reden Sie, reden Sie, rief sie, ihn mit einem zürnenden Flammenblick anschauend.

Ich danke meiner schönen Freundin für diese Erlaubniß, und ich werde es jetzt versuchen, den armen Clemens bei ihr zu entschuldigen. Zuvörderst, meine holde und schöne Katharina, zuvörderst muß ich Ihnen aber danken, danken aus tiefstem Herzensgrunde, denn Sie sind es gewesen, welche dem armen Clemens die letzten seligen Stunden, die letzten Entzückungen der Liebe geschenkt haben, Sie ließen über seine erkaltenden Herbsttage die letzten Sonnenstrahlen des Glückes und der Jugend ausstrahlen und gönnten ihm die unendliche Wonne, an der Schwelle des Greisenalters sich noch einmal als liebender, geliebter

und beseligter Mann zu fühlen. Mein Gott, ich kam nach Turin als ein ernster, strenger Geschäftsmann, der gar nichts Anderes im Sinne hatte, als mit dem König von Sardinien persönlich in wichtigen politischen Angelegenheiten zu verhandeln, der für sich selber, seit dem Tode seiner zweiten Gemahlin, alle Blüthen des Glückes abgestorben wähnte und sich resignirt hatte, hinfort ein kalter, einsamer Wittwer zu sein, welcher keine Ansprüche mehr zu machen habe auf persönliches Glück und am allerwenigsten auf Frauenliebe. Ich war damals, als ich nach Turin kam, sieben und funfzig Jahre alt, und wenn mir auch die Natur vielleicht in ihrer Güte erlaubte, einige Jahre meines Lebens zu verschweigen und mich darzustellen als ein Mann in den besten Jahren, so fühlte ich doch, daß mein Herz nicht mehr paßte zu diesen besten Jahren. Mein Herz war ein Greis, ein uralter Greis, und ich trug es in meiner Brust wie das steinerne Monument meiner begrabenen Leidenschaften, ein Monument, auf welchem so viel Namen verzeichnet waren, daß einer durch den anderen unleserlich gemacht war. Denn ich gestehe es Ihnen, theuerste Katharina, ich habe das Leben früh angefangen, und wenn ich dereinst vor dem Richterstuhle Gottes erscheine, so hoffe

ich, daß er von mir sagen wird, was Christus von der Magdalena sagte: „sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben werden.“ In der That, ich habe viel geliebt, und ich bin viel geliebt worden. Königinnen und Herzoginnen, Fürstinnen und Gräfinnen, alle Frauen bis herunter zu den allerliebsten Soubretten und Zofen, Alle schienen sie eine Zeit lang von derselben Idee behaftet, den jungen Clemens Metternich liebenswerth zu finden. Es war eine Manie, der ich sehr viele schöne Stunden, aber auch recht viele Unannehmlichkeiten verdanke. Denn in Einem Punkte sind sich alle Frauen gleich und unterscheidet sich die Königin in nichts von der Soubrette, sie sind Alle eifersüchtig, sie wollen Alle die Einzige sein, welche man liebt.

Weil sie selber sich hingeben mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen, rief Katharina heftig, weil sie nur Einen Gott und nur Einen Geliebten anbeten, weil ihre Liebe zugleich ihre Ehre, ihre Tugend, ihre Treue, ihr Glück und ihre Seligkeit ist.

Ich leugne es nicht, die Frauen fassen die Liebe in einem höheren und edleren Styl auf, sagte Metternich mit einem sanften Lächeln, sie haben darin wie in allen Dingen etwas Engelhaftes, Gottverwandtes,

und es ist mir zuweilen geschehen, daß ich bloß aus tiefer Beschämung und in dem zerschmetternden Bewußtsein dem Ideal nicht zu gleichen, welches man sich von mir gemacht, die theure Frau, welche ich gerade liebte, verließ und aufgab, weil sie aus mir einen Gott machen wollte, während ich mich selber doch nur als armer, sündiger Mensch fühlte.

Wollen Sie auch mich in die Reihe Derjenigen stellen, welche aus Ihnen einen Gott machen wollten? fragte Katharina mit einem bittern Lachen.

Nein, meine theuerste Freundin, ich wage es gar nicht, Sie mit irgend einer anderen Frau vergleichen zu wollen. Ich sprach nur von den Frauen, welche sich in mein blondes Haar, in meine blauen Augen, oder in meine Gestalt, oder in mein Wesen überhaupt verliebt hatten. Aber mit Ihnen war es ganz etwas Anderes, meine theuere Katharina. Als ich Sie kennen lernte, waren alle diese vergänglichen Vorzüge meiner Erscheinung längst verblaßt, und ich war, wie gesagt, nichts mehr als ein ernster, strenger Geschäftsmann, der sich nur noch um Politik und Regierungsangelegenheiten bekümmerte, und sich resignirt hatte, den Frauen nur noch un homme sans consequence zu sein. Ich wagte daher auch nicht meine Augen zu

der schönen Favoritin der Prinzessin Anna von Sardinien, zu der bezaubernden Katharina Cibbini zu erheben, sondern ging still und bescheiden, wie es meinem Alter geziemte, an ihr vorüber. Aber unendlich war mein Entzücken, meine begeisterte Dankbarkeit, als die schöne, die viel umworbene, die von Allen angebetete Katharina, einen Strahl der Huld aus ihren Flammenaugen auf mich fallen ließ, als sie sich herabließ dem schüchternen, nichts mehr hoffenden, ganz resignirten Clemens Metternich gnadenvoll einen Schritt entgegen zu kommen, und ihm die Hand ungefordert darzureichen, um ihm den Muth zu geben, seine Wünsche bis zu ihr emporzutragen, und sein Herz mit kühnem Todesmuth zu entflammen an den Strahlen ihrer Augen.

Wollen Sie damit sagen, daß ich zuerst mich Ihnen genähert, daß ich Ihnen meine Liebe aufgedrungen habe?

Aufgedrungen. Welches harte und unpassende Wort, meine Theuerste. Nein, Sie hatten nur die unendliche Gnade mich zu ermuthigen, mich ahnen zu lassen, daß Sie mich nicht zurückstoßen würden, daß ich es wagen dürfe, um Ihre Gunst zu werben. Und ich folgte dem bezaubernden Winken Ihrer Augen, Ihres

Lächelns, ich nahm mit dankbarem Entzücken dieses himmlische Glück an, das Sie mir an Ihrem Herzen, in Ihren Armen boten! Aber, schöne, angebetete Katharina, indem ich es that, indem ich mich noch einmal der Liebe, der holdesten Wonne des Daseins überließ, blieb ich doch innerlich ein bescheidener, resignirter Mann, der sich selber nicht schmeichelte, sondern schonungslos sich bekannte: es ist nicht möglich, daß die schöne, die glänzende Favoritin der Prinzessin von Sardinien, daß die viel umworbene junge Witwe Katharina Cibbini, sie, welche jung, schön, reich und angesehen ist, umgeben von jungen, schönen, reichen und angesehenen Freiern, daß Sie ihre Strahlenaugen auf den alten grämlichen Mann von sieben und funfzig Jahren, auf den langweiligen verdorrten Diplomaten heften sollte, weil sie ihn ihrer Liebe, ihrer Gunst für würdig erachtet. Nein, nein, rief ich mir selber zu, laß dich nicht bethören. Wenn Katharina Cibbini dir ihre Gunst zuwendet, dich auszeichnet, so ist es nicht die Liebe, welche sie dazu bewogen hat, so geschieht es nicht aus freiem Drange des Herzens, sondern sie legt damit ihrem Herzen einen Zwang auf, sie thut es aus irgend einer anderen Ursache, nur nicht aus Liebe, nein, nicht aus Liebe! Aber ich ge=

stehe Ihnen, Katharina, indem ich mir dieses demüthigende Geständniß machte, empfand ich doch in meiner Brust einen tiefen Schmerz und meine Augen füllten sich mit Thränen.

Armer, empfindsamer Clemens, rief Frau Katharina Cibbini spöttisch. Und gelang es Ihrem Nachdenken, Ihrer bescheidenen Demuth, zu entdecken, welches diese Ursache sei, um deretwillen ich meinem Herzen Zwang auferlegt, wie Sie es nennen?

Ja, es gelang mir! Ich forschte mit dem Auge der Liebe und des Mißtrauens auf dem Grunde Ihres Frauenherzens und ich entdeckte die Ursache.

Katharina Cibbini zuckte leise zusammen, und ein Blick voll Zorn und Mißtrauen zugleich blitzte über das lächelnde Angesicht Metternich's hin. Welches war die Ursache? fragte sie kurz.

Es gab deren zwei Ursachen, meine Theuerste. Katharina Cibbini war eine leidenschaftliche Patriotin, und sie war außerdem ehrgeizig. Warum zuckt Ihre Hand in der meinen, geliebte Freundin, warum wollen Ihre köstlichen Flammenaugen mich zerschmettern? Zürnen Sie mir, weil ich den Muth gehabt, die Wahrheit zu erkennen?

Wer sagt Ihnen, daß es die Wahrheit ist? fragte sie heftig.

Meine Menschenkenntniß, und, was noch viel mehr sagen will, meine durch so viele schöne und beglückende Erfahrungen erworbene Kenntniß des Frauenherzens. Ja, Katharina Cibbini war eine leidenschaftliche Patriotin und eine stolze ehrgeizige Seele, und deshalb ließ sie sich herab den alten, unschönen, langweiligen Fürsten Clemens Metternich zu lieben, und ihm ihre Gunst zuzuwenden. Katharina Cibbini gehörte zu einer weit verzweigten angesehenen italienischen Familie, deren männliche Mitglieder fast alle dem großen Bunde der Carbonari angehörten, dessen schlimme und revolutionaire Pläne und gefährliche Verschwörungen gerade damals entdeckt worden waren. Viele von den nächsten und geliebtesten Anverwandten Katharina's waren damals in der Lombardei verhaftet und auf österreichische Festungen abgeführt worden. Man klagte sie des Verbrechens der Hochverrätherei und Volksaufwiegelung an, und man war überzeugt, daß die Angeklagten ihr Verbrechen mit dem Leben würden büßen müssen. Katharina's Herz blutete für ihr Vaterland, für ihre Verwandten und Freunde, und sie wollte sogar ihrer Rettung sich selber zum Opfer bringen. Sie hielt,

gleich so vielen Andern, den Staatskanzler Clemens Metternich für viel mächtiger und einflußreicher als er ist, sie glaubte, derselbe beherrsche ganz und gar den Willen und den Kopf des Kaisers Franz, und deshalb wollte sie dem Fürsten ihre Liebe schenken, um Einfluß auf ihn zu gewinnen, und durch diesen Einfluß alsdann ihre angeklagten Freunde zu befreien. Aber außerdem, ich sagte es Ihnen schon, außerdem war die schöne und stolze Katharina Cibbini auch ehrgeizig, es genügte ihr daher nicht, bloß einige Gefangene zu befreien, einige Angeklagte vom Tode zu erretten, sondern sie wollte einen berühmten Namen, sie wollte Macht und Ansehen vor der Welt, sie wollte herrschen und regieren, und der Fürst Metternich sollte das Werkzeug sein, durch welches sie herrschte und regierte. Deshalb trug sie ihm gnadenvoll ihre Gunst entgegen, deshalb gab sie dem alternden Mann den Vorzug vor den jüngsten und schönsten Cavalieren, deshalb wollte sie sogar die Gemahlin des Fürsten Metternich werden.

Und scheint Ihnen dies ein unerreichbarer hochmüthiger Wunsch? fragte Katharina, das Haupt stolz in den Nacken werfend. Wollen Sie mit Ihrem „sogar" sagen, daß die erste Kammerfrau der Prin=

zessin von Sardinien nicht der Ehre würdig gewesen, die Gemahlin des gefürsteten Grafen Metternich zu werden? Meine Familie gehört indessen zu den stolzesten und höchsten Adelsfamilien Italiens, und Fürsten und Grafen nennen sich meine Vettern. Auch weiß ich ja, daß der Fürst Clemens Metternich die Ahnen und den Stammbaum nicht für die nothwendigste Mitgift einer schönen Frau hält. Er vermählte sich mit der schönen und liebenswürdigen Antonie von Leykam, ganz unbekümmert darum, daß der Großvater väterlicher Seit's ein ehrsamer Miethskutscher, und ihre eigene Mutter nichts als eine Sängerin und Tänzerin gewesen.

Ah, rief Metternich mit dem Ausdruck wahren Gefühls, Antonie von Leykam bedurfte keiner Ahnen und keines Stammbaums, denn man wußte, wenn man sie anschaute, sogleich woher sie stammte.

Und woher stammte sie denn?

Sie stammte vom Himmel, und die Engel da droben waren ihre Geschwister, zu denen sie leider zu früh zurückgekehrt ist, sagte Metternich traurig. Ach, hätte ich sie mir dadurch erhalten können, so würde ich dafür die Hälfte meines Lebens, mein ganzes Vermögen, meinen Rang, meine Stellung mit Freuden

hingegeben haben, denn sie, sie allein habe ich wahrhaft geliebt. Aber sprechen wir nicht mehr von ihr, was hat der abgeschiedene Engel mit den Wünschen und den Intriguen der Menschen zu schaffen.

Ich nannte ihren Namen nur, weil er mir als Entschuldigung dienen sollte dafür, daß ich Ihnen glaubte, als Sie in einer schönen und großen Stunde mir sagten, daß Sie mich glühend liebten und daß Sie glücklich sein würden, mich Ihre Gemahlin nennen zu können.

Meine Theure, es war allerdings eine schöne und große Stunde, denn es war die Stunde der gegenseitigen Liebeserklärungen, der leidenschaftlichen Aufregung und Entzückung. Ich versprach, falls Kaiser Franz mir seine Einwilligung geben werde, Sie zu meiner Gemahlin zu machen. Sie forderten außerdem als Preis Ihrer unschätzbaren Gunst, daß ich Ihnen feierlich gelobte, es sollte an keinem der Ihnen verwandten Carbonari, die in österreichischer Gefangenschaft schmachteten, das Todesurtheil, wenn es selbst ausgesprochen, executirt werden. Nun, ich kann zu meiner Freude und Genugthuung sagen, daß ich mein Wort gehalten, daß keiner von den Angeklagten, so schwer er auch compromittirt sein mochte, hingerichtet worden ist.

Ja, Sie haben Ihr Wort gehalten, rief Katharina Cibbini mit blitzenden Augen und verächtlichem Lächeln, Sie haben Ihr Wort gehalten. Die Angeklagten sind freilich nicht hingerichtet worden, aber sie sind zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt worden, sie schmachten in den Kerkern von Munkacz und dem Spielberg, und ihre Familien hat man als Geißel hierher nach Wien geführt, um sie mit beständiger Spionage zu umgeben, um sie zu martern mit der nie endenden Furcht, es könnte irgend ein unbedachtes, unüberlegtes Wort ihren eingekerkerten Angehörigen Schaden bringen. Ah, Sie nennen das Ihr Wort halten, wenn die Angeklagten bestraft werden in einer Weise, die viel härter, viel grausamer ist, als der Tod.

Aber sie haben mindestens doch das Leben, und — qui vivra verra! Es war unmöglich mehr vom Kaiser zu erlangen, denn er ist kein Mann, der zum Vergeben und Begnadigen geneigt ist, und nur mit Aufbietung meines ganzen Einflusses habe ich es dahin bringen können, daß die Hinrichtungen wenigstens unterblieben, und die Todesstrafen in Gefangenschaft umgewandelt wurden. Machen Sie mir keinen Vorwurf daraus, meine Freundin, denn ich verdiene ihn nicht.

Und auch daraus dürfen Sie mir keinen Vorwurf machen, daß ich nicht des Glückes theilhaftig geworden, Sie meine Gemahlin nennen zu dürfen. Sie haben es selbst gesagt, daß ich in starrer Winterkälte incognito nach Turin kam, nur um mir Ihre Vergebung zu erflehen für die Heirath, zu welcher die Politik mich gedrängt. Und meine großmüthige theure Katharina vergab mir nicht allein, sondern sie gestand mir, daß sie mich trotz meines anscheinenden Treuebruchs dennoch liebe.

Und sie gab Ihnen einen Beweis ihrer Liebe. Sie vermochte die Prinzessin Anna von Sardinien ihren Herzenswünschen zu entsagen und die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand zu werden.

Katharina Cibbini war, wie ich schon gesagt habe, ehrgeizig, und sie dachte daran, daß der Erzherzog Ferdinand dereinst der Kaiser Ferdinand sein würde, und daß die Favoritin und die erste Kammerfrau der Kaiserin alsdann eine gar mächtige und einflußreiche Dame sein würde. Deshalb beredete sie die Prinzessin zu der Verbindung, deshalb kam sie mit ihr hierher nach Wien, ihrem Freunde Clemens Metternich allerdings zur unerwarteten, aber höchst willkommenen Ueberraschung. Und die Liebe versöhnte noch einmal

das stolze Herz meiner Katharina, sie vergab mir meine Vermählung, und schöne, beseligende Abende feierten wir hier in diesem selben Gemach, das jetzt nur das trostlose, kalte Echo unserer Vergangenheit hört, und nichts mehr zu sein scheint als der Kirchhof unseres begrabenen Glückes. Ja, zwei Jahre durfte ich hierher kommen um in süßer Vertraulichkeit meiner Freundin zur Seite zu sein.

Und mit Schlangengewandtheit sie auszuforschen und auszuspioniren, unterbrach ihn Katharina, um als ein kalter, geschickter Diplomat die Unterhaltung so zu drehen und zu wenden, daß er nicht blos ihre innersten Gedanken erfuhr, sondern auch die Pläne und Absichten ihrer Gebieterin, ihre Neigungen und Ansichten erforschte.

Mein Gott, rief Metternich mit dem Ausdruck unschuldigen Erstaunens, thaten wir das nicht gegenseitig? Haben Sie mich nicht eben so gut ausgeforscht, wie ich Sie? Haben wir uns nicht gegenseitig als das Mittel benutzt, um auf unsere Parteien zu wirken, und dieselben wo möglich zu versöhnen? Denn leider muß ich es zugestehen, wir gehörten verschiedenen Parteien an, und meine theure Freundin Katharina Eibbini stand auf der Seite meiner Feinde und

Gegner. Aber ich glaubte immer noch an ihre persönliche Neigung, ich vertraute immer noch ihrem Herzen. Da sah ich mich eines Tages von hier verbannt, ausgetrieben und verstoßen, ohne Anklage, ohne Rechtfertigung, und meine Freundin hatte sich mir plötzlich in eine glühende Feindin verwandelt, die heimlich und öffentlich gegen mich intriguirte.

Weil ich es satt und überdrüßig war, Sie die Rolle eines zärtlichen Freundes spielen zu sehen, während ich doch wußte, daß Sie nur als Ihr eigener Spion zu mir kamen.

Ah, meine Theure, rief Metternich lachend, was das anbetrifft, so haben wir uns Beide keinen Vorwurf zu machen. Sie spielten eben so gut wie ich eine Rolle, und man muß sagen, es war ein allerliebstes Comödien- und Intriguenspiel, das wir zwei Jahre lang mit ebenso viel Gewandtheit als Feinheit durchgeführt haben. Jeder von uns wollte den Andern benutzen. Das war das Geheimniß unserer Liebe, und als meine theure Katharina Cibbini mich aufgab und verstieß, da geschah es, weil sie glaubte, meiner nicht mehr zu bedürfen, sondern genug Einfluß zu haben, um ihn sogar gegen mich wenden zu können. Ah, meine Freundin, Sie haben mich die

Stunden unseres einstigen Glückes in diesen zwei Jahren unserer Feindschaft mit vielen Stunden der Unruhe und Sorge bezahlen lassen, und ich habe mich oft gefragt, ob Sie mir jemals eine so zärtliche Freundin gewesen, als Sie jetzt eine grausame und gefährliche Feindin waren. Sie haben es dahin gebracht, daß hier am kaiserlichen Hofe die Frauen und die Priester Alle gegen mich sind, und daß ich sicherlich ihnen hätte weichen müssen, wenn nicht der Kaiser mir seine Neigung und sein Vertrauen trotz aller Anfeindungen bewahrt hätte. Und nicht wahr, meine Theure, Sie sind jetzt zu der Einsicht gekommen, daß ich fest stehe auf meiner Stelle, daß der Staatskanzler Metternich weder durch die Frauen noch durch die Priester von der Seite des Kaisers verdrängt werden kann, und dieser Einsicht verdanke ich es, daß Sie sich mir wieder genähert haben, daß Sie den armen Clemens wieder begnadigen und Ihrer Freundschaft für würdig halten wollen?

Sie haben ja meinen Brief erhalten, sagte sie kurz, Sie wissen also, welches der Grund war, daß ich mich Ihnen näherte.

Liebe Freundin, dieser Brief war so lakonisch und so kurz, daß er mir nur das Errathen übrig ließ.

Was enthält denn dieser Brief? Nichts als die Worte: „Wenn Sie mir einen Beweis geben wollen, daß ich Ihrem Herzen noch werth bin, so verwenden Sie all' Ihren Einfluß darauf, die Gefangenen des Spielberg zu befreien. Sie sollen dafür bei mir die Freundschaft, die Liebe früherer Tage wieder finden. Fordern Sie heute noch vom Kaiser die Begnadigung der Gefangenen, und dann kommen Sie auf dem geheimen Wege wie früher zu mir. Sie besitzen ja noch immer den Schlüssel zu der geheimen Treppe. Kommen Sie, ich erwarte Sie." Das war der ganze Inhalt Ihres Schreibens.

Nur haben Sie vergessen zu sagen, daß dies mein Schreiben eigentlich eine Antwort war auf einen Brief, den ich vor einigen Tagen von Ihnen erhielt. Da Sie die Güte hatten mir den Inhalt meines Briefes zu wiederholen, so will ich Ihnen beweisen, daß die Worte Ihres Briefes meinem Herzen nicht minder eingeprägt sind. Er lautete so: „Meine theure Freundin! Bei dem Andenken an frühere glückliche Tage frage ich Sie, wollen wir dieses Andenken ganz und gar in unseren Herzen erblassen lassen? Wollen wir nicht mindestens Waffenstillstand machen und versuchen uns zu verständigen? Sollen die Hände, die früher

in einander ruhten, jetzt sich mit Dolchen bewaffnen, mit denen wir uns nach dem Leben trachten? Sie machen es mir zum Vorwurf, daß ich nicht fromm bin, daß ich keine Religion habe. Aber ich habe wenigstens die Religion der Erinnerungen und zu dieser bete ich täglich in meinem Herzen. Katharina, wollen wir nicht nach Jahren der Feindschaft einmal wieder gemeinschaftlich einen Kirchgang halten zu dieser Religion, und beten gehen in den heiligen Tempel der Erinnerungen?"

Sie machen mich stolz und glücklich, rief der Fürst, als sie jetzt schwieg. Kein Wort meines Briefes haben Sie vergessen, und ich darf daraus schließen, daß meine Worte ein Echo gefunden haben in Ihrem Herzen.

Genug jetzt, genug, rief sie ungeduldig. Kommen wir endlich zum Ziel! Sie sind hier, ich habe Ihnen meine Thür wieder geöffnet, das beweist Ihnen am Besten, daß ich die Tage, welche gewesen, nicht vergessen habe, daß mein Herz immer noch zu ihren Gunsten spricht. Und jetzt sagen Sie mir, ob Sie mir freudige Botschaft bringen. Haben Sie mit dem Kaiser gesprochen? Haben Sie ihn vermocht, endlich Gnade zu üben, endlich sein Herz dem Erbarmen, dem Mitleid zu öffnen?

Ich habe es versucht, Katharina, ich habe gerade heute, wo ich in andern Dingen seiner Zufriedenheit, ja seiner Dankbarkeit gewiß sein durfte, einen Angriff auf sein Herz gemacht. Aber was wollen Sie, meine Theure, der Kaiser hat kein Herz. Er fragte mich voll Freude über die guten Nachrichten, die ich ihm brachte, ob es nicht irgend einen Wunsch gäbe, den er mir befriedigen könnte. Ich bejahete es, und begann von den unglücklichen Gefangenen in Munkacz und auf dem Spielberg zu reden, aber der schnell aufsteigende Zorn des Kaisers belehrte mich, daß hier gar nichts zu erlangen und zu hoffen sei, und so mußte ich mich mit dem Kleinsten, dem Unbedeutendsten begnügen, mußte zufrieden sein mit dem lächerlichen Sieg, wenigstens für den Baron Munari eine neue Perrücke erkämpft zu haben.

O, rief Katharina, die Arme gen Himmel erhebend, mein armer, unglücklicher Oheim! Warum kommt nicht wenigstens der Tod, Dich von diesem Jammer und dieser Schmach zu befreien?

Wie? fragte der Fürst theilnahmsvoll. Der alte Munari ist Ihr Oheim?

Ja, sagte sie, mit dem Rücken ihrer rechten Hand die Thränen aus ihren Augen wegwischend, ja, Mu=

nari ist mein Oheim, der Bruder meiner Mutter und Confalconi ist mein Schwager, der Mann meiner Schwester, die hier in Wien mit ihren Kindern ihr trostloses Leben dahin schmachtet, und Castiglione, der dritte Gefangene des Spielbergs, ist mein Bruder, mein Lieblingsbruder, der mich haßt, der mich verabscheut, weil ich, wie er sagt, den Tyrannen diene, die sein Vaterland zertreten haben, weil ich, wie er meint, die Schuld daran trage, daß sein Sohn, sein einziger Sohn, seinem Vaterlande entführt ist und hier von der Gnade und den Wohlthaten des Kaiser lebt, ihm seine Erziehung, sein Ausbildung zu verdanken hat.

In der That, meine arme, theure Freundin, sagte Metternich, indem er Katharina's Hand nahm und sie sanft an seine Lippen drückte, ich beklage Sie aus tiefstem Herzensgrunde, ich fühle mit Ihnen all das Leid, das Sie erdulden, und ich bin trostlos Ihnen nicht sofort Hülfe und Beistand bringen zu können. Aber seien Sie gewiß, daß ich stets darnach trachten werde und daß die Erlösung der gefangenen Carbonari das unverrückbare Ziel sein wird, das ich stets vor Augen habe. Schließen wir also einen Bund mit einander, einen Bund der Freundschaft und des Vertrauens.

Wir wandeln Beide auf schwierigen und schlüpfrigen Pfaden, die leicht für uns Gefahr bringen könnten. Behüten wir einander, wo wir es vermögen, warnen wir uns, wenn wir für einander Gefahr sehen, reichen wir einander stützend die Hand, wenn wir ausgleiten sollten, seien wir wieder wie sonst treue Bundesgenossen und Freunde. Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß ich Ihre Verwandten vor Ablauf ihrer Strafzeit aus ihren Kerkern befreien werde, aber ich kann wenigstens ihr Loos erleichtern, kann sie vor härterer Behandlung bewahren, ihnen beistehen und sie beschützen, und ich schwöre Ihnen, daß ich das will.

Ich nehme Ihren Schwur an, sagte Katharina Cibbini feierlich, indem sie ihre Hand in die kleine, von Brillanten funkelnde Hand Metternich's legte. Ja, ich nehme Ihren Schwur an, und ich gelobe Ihnen, daß ich Ihre treue, wenn auch heimliche Bundesgenossin sein werde. Niemand darf erfahren, daß ich mich mit Ihnen versöhnt habe. Ich werde den Menschen gegenüber immer Ihre Feindin bleiben, ich werde anscheinend immer noch ein thätiges Mitglied der großen und mächtigen Partei bleiben, die an Ihrem Sturz arbeitet, aber ich werde Ihnen Nachricht geben von allen Intriguen, welche man gegen Sie

einleitet, von Allem, was man versuchen wird, um Sie zu stürzen.

Und ich, meine Katharina, ich werde dasselbe thun. Denn Sie wissen es wohl, meine Theure, auch Sie haben Feinde hier, Feinde, welche dem Kaiser beweisen möchten, daß Katharina Cibbini, die Verwandte so vieler Carbonari und Hochverräther, selber eine Hochverrätherin sei, und daß Sie bösen Einfluß übe auf den Erzherzog Ferdinand, dem sie sich unentbehrlich gemacht habe. Man geht so weit, dem Kaiser zu sagen, daß der Thronfolger durch Katharina Cibbini den aufrührischen und liberalen Ideen selber zugewandt werde, und daß er oft ganz laut seinen Mißmuth über das Regierungssystem seines kaiserlichen Vaters äußere.

Man hat mir gesagt, der Fürst Metternich sei es vor allen Dingen, welcher dem Kaiser solche schlimme Gedanken über die Katharina Cibbini einflößte, sagte sie lächelnd. Man will behaupten, daß der Fürst Metternich darnach strebe, die erste Kammerfrau der künftigen Kaiserin, die arme Katharina vom Hofe zu entfernen, weil sie so viel Einfluß auf den Gemahl ihrer Gebieterin habe, und weil sie den Erzherzog in seiner Abneigung gegen den Staatskanzler bestärke.

O, das hat man gewagt, Sie glauben zu machen, rief Metternich. Diesen Verleumdungen verdanke ich eigentlich das Glück, daß meine theure Katharina sich mir versöhnen und die Feindschaft gegen mich aufgeben will?

Sie meinen, ich sei Ihrem Beispiele gefolgt? fragte sie mit einem verächtlichen Aufblitzen ihrer Augen. Sie näherten sich mir, weil sie den Einfluß fürchteten, den ich in der That auf die Erzherzogin und den Erzherzog Ferdinand habe, weil Sie wissen, daß Ihnen von mir Gefahr droht, denn die Gesundheit des Kaisers ist schwankend und es könnte bald der Fall eintreten, daß der Erzherzog Ferdinand sich in den Kaiser Ferdinand verwandelte. Wer weiß denn, ob der Kaiser mit dem Erbe des Thrones seines Vaters auch die Erbschaft seiner Minister übernehmen möchte? Nicht wahr, mein theurer Freund, das haben Sie bedacht, und deshalb überwanden Sie Ihr Herz und beteten zu der Religion Ihrer Erinnerungen, und schrieben dann an mich jenes zärtliche Briefchen, um eine Versöhnung und Einigung zwischen uns anzubahnen?

Liebe Freundin, sagte Metternich lächelnd, lassen wir einmal auf einen kurzen Moment die Masken

von unserm Antlitz fallen, und benutzen wir nicht, wie mein Freund Talleyrand zu sagen pflegte, die Sprache um unsere Gedanken zu verhüllen. Nein, benutzen wir sie einmal um unseren Gedanken Ausdruck zu geben.

Machen Sie den Anfang, lieber Fürst, lassen Sie zuerst die Maske fallen, und reden Sie die Sprache der Wahrheit.

Nun denn, ich thue es! — Wir bedürfen einander, das ist der Grund, weshalb wir die alte Liebe und Freundschaft wieder in unseren Herzen geweckt haben.

Ja, wir bedürfen einander, wiederholte Katharina Cibbini achselzuckend. Sie können zu meinem Sturz, ich zu dem Ihren beitragen, deshalb ist es weiser und klüger, daß wir uns versöhnen, und statt uns zu stürzen, lieber einander gegenseitig uns stützen und uns halten. Der Thronfolger haßt Sie, und ich gestehe Ihnen, ich habe in der letzten Zeit redlich das Meinige dazu gethan, diesen Haß zu nähren und zu befeuern. Auch seine Gemahlin haßt Sie, aber das verdanken Sie nicht allein mir, sondern mehr noch den frommen Priestern, welche das Ohr meiner Gebieterin gewonnen haben, welche Sie der frommen Frau

als einen Feind der Kirche und der Religion schildern, und es Ihrem Einfluß zuschreiben, daß die Jesuiten noch immer nicht wieder ihre Stätte gefunden in Oesterreich. Ich habe bis heute diesen Haß genährt, der Erzherzogin immer neue Beweise Ihres Unglaubens und Ihrer Religionsspötterei hinterbracht, den Erzherzog bestätigtin seinem festen Vorsatz, daß es, sobald er zur Regierung gelangt, seine erste That sein soll, dem Herrn Staatskanzler Fürsten Metternich zu danken für seine dem Staate geleisteten Dienste, und ihn in Gnaden aus seinem Amte zu entlassen. Ich verspreche Ihnen jetzt, daß ich langsam und allmälig den armen, kranken Erzherzog milder und nachgiebiger gegen Sie stimmen, daß ich ihn bei seiner Thronbesteigung veranlassen werde, Sie zu bitten, hören Sie wohl, mein theurer Freund, was ich sage, Sie zu bitten, daß Sie als sein Rathgeber und Freund an seiner Seite bleiben und die Aemter, welche Sie bisher bekleidet, weiter führen wollen.

Aber werden Sie das auch in der That vermögen, Katharina? Ueberschätzen Sie nicht Ihre Kräfte und wird Ihr Einfluß auf den Erzherzog so groß sein, um seinen Haß und seine Antipathieen besiegen zu können? Der Erzherzog Ferdinand ist wie man

sagt, sehr eigensinnig, und läßt nicht gern von seinen vorgefaßten Meinungen.

Er ist eigensinnig, wenn er gesund ist, aber wenn er krank ist und leidend, dann ist er weich wie ein Kind und wie biegsames Wachs in meinen Händen, denn ich bin es allein, welche bei seinen fürchterlichen Anfällen die Kraft und das Geschick hat, ihm hülfreich zu sein und seine Schmerzen zu lindern, und seine armen verrenkten Glieder wieder in ihre richtige Lage zu bringen. Nach einem solchen Krampfanfall gewährt mir der Erzherzog voll Dankbarkeit Alles, was ich von ihm erbitten möchte.

Aber wenn nun unglücklicher Weise der Erzherzog in den Tagen, wo sein kaiserlicher Vater das Zeitliche segnet, und er zum Kaiserthron gelangt, wenn er dann unglücklicher Weise keinen solchen Krampfanfall hätte, sondern wenn er gesund und unangefochten bliebe? Dann würde er sicherlich nicht seiner alten Abneigung gegen mich entsagen, und in der Eifersucht seiner Selbstherrschaft wird er mich entlassen!

Lieber Freund, sagte Katharina mit einem seltsamen Lächeln, beunruhigen Sie sich nicht, der Erzherzog wird sicherlich an dem Tage, wo er den Thron besteigt und die Kaiserwürde erlangt, von seinen

Krämpfen befallen werden. Jede heftige Aufregung, jede geistige Anstrengung macht, daß dieses schreckliche Leiden ihn heimsucht. Mein Gott, es giebt so viele und so schwer zu vermeidende Veranlassungen zu diesen unseligen Krämpfen. Wenn er aufgeregt ist, und sicher wird er es an dem Tage sein, wo er seinen kaiserlichen Vater verliert, wenn er aufgeregt ist, genügt oft der kleinste Schreck, das Umstürzen eines Stuhls, das laute Zuschlagen einer Thür ihm die heftigsten Anfälle zuzuziehen.

Sie haben Recht, bemerkte der Fürst leise lächelnd, ich fürchte jetzt fast auch, daß der junge Kaiser am Tage seiner Thronbesteigung seine schlimmen Zufälle haben wird.

Er wird sie haben, seien Sie davon überzeugt, und er wird Ihnen nachher das gnädige Handbillet schreiben, in welchem er Sie in Ihren Würden und Aemtern bestätigt. Er wird Ihnen das schreiben, vorausgesetzt, daß Sie mir dafür Ihre Gegendienste versprechen und leisten. Sie sehen, ich lasse die Maske von meinem Angesicht fallen, und benutze die Sprache, um meine Gedanken auszudrücken. Also, mein Freund, was versprechen Sie mir für Gegendienste?

Ich verspreche Ihnen, meine Theure, daß ich von

heute an dem Kaiser eine andere Ansicht von Ihnen einflößen werde, daß ich meinen ganzen Einfluß darauf verwenden will, Sie in Ihrer Stellung zu halten und zu bestätigen. Ich verspreche Ihnen, daß ich niemals mehr gegen Sie, sondern immer nur für Sie zu Sr. Majestät reden werde, und daß ich Alles dazu thun werde, Sie gegen den Argwohn des Kaisers und die Beaufsichtigung und Ueberwachung seiner Spione zu schützen. Ich verspreche Ihnen ferner, daß die erste Unterschrift, welche ich von dem Kaiser Ferdinand begehren werde, die Unterschrift unter die Acte sein wird, welche die gefangenen Carbonari aus den Gefängnissen des Spielbergs und der Festung Munkacz befreit.

Wollen Sie mir das schwören, Fürst?

Ich schwöre es ihnen bei Allem was mir heilig ist!

Ah, das ist ein zweideutiger Schwur, denn Ihnen ist nichts heilig, Fürst. Schwören Sie mir bei Ihrer Hoffnung auf die Seligkeit, so lange Sie leben, der allmächtige Staatskanzler zu bleiben, schwören Sie mir bei dieser Hoffnung und bei dem Andenken an die einzige Frau, welche Sie wahrhaft geliebt haben, beim Andenken an Ihre verstorbene Gemahlin Clementine, daß Sie Ihr Wort erfüllen wollen, daß Sie es die erste Regierungshandlung des jungen Kaisers

wollen sein lassen, die gefangenen Carbonari zu befreien.

Ich schwöre es Ihnen bei dem Andenken an meinen heimgegangenen Engel Clementine, daß die erste Unterschrift, welche Kaiser Ferdinand giebt, die Unterfertigung des Gnadendiploms sein soll, welches die gefangenen Carbonari befreit.

Und nun, mein Freund, legen wir unsere Hände in einander zum Zeichen unseres Bundes und schwören wir uns, treue, muthige und liebevolle Bundesgenossen zu sein.

Ja, schwören wir das, Katharina, und besiegeln wir diesen Schwur durch einen Kuß.

Sie reichte ihm lächelnd ihre Lippen dar, und der Fürst drückte auf dieselben einen langen und feurigen Kuß.

Ah, welch eine Zauberin Sie sind, sagte er dann seufzend, Sie geben meinem erkalteten Herzen wieder Gluth und Flammen. Wenn ich Ihre Lippen berühre, scheint es mir, daß die Jahre von mir abfallen, wie ein alter Mantel, den man sich nur zum Schutz gegen die Stürme und Ungewitter des Lebens umgehangen, und daß ich wieder zum lebensvollen, glühenden, liebeseligen Jüngling erstarke. Lassen Sie mich noch ein-

mal Lebenskraft von Ihren Lippen trinken, verjüngen Sie mich, meine Zauberin, verjüngen Sie mich!

Katharina Gibbini lachte, aber sie duldete es, daß der Fürst seine Arme um ihre stolze Gestalt legte und ihren Mund mit Küssen bedeckte.

Und Sie erlauben mir, daß ich wie sonst wieder zu Ihnen kommen darf, fragte er dann, daß ich wieder wie sonst über die geheime Wendeltreppe mich zu Ihnen schleichen darf?

Sie haben ja den Schlüssel, antwortete Sie lächelnd, Niemand kann Sie also hindern, ihn zu benutzen. Jetzt aber, mein Freund, muß ich Sie bitten, sich zu entfernen. Die Stunde naht, in welcher der Erzherzog zu mir kommt, um nach den Arbeiten, mit welchen ihn der Kaiser seit einiger Zeit belastet, sich hier zu erholen, indem er mit mir musicirt, oder sich von mir vorspielen läßt.

Leben Sie wohl, meine theure, meine wiedergefundene Freundin, und Gott sei gepriesen, daß ich sagen darf: auf baldiges Wiedersehen!

Auf baldiges Wiedersehen, wiederholte Katharina, indem Sie dem Fürsten zu der Thür das Geleit gab.

Vor der Thür blieb Metternich stehen, um seiner Freundin zum letzten Abschied die Hand zu küssen.

Dann schaute er zu ihr auf mit einem langen, zärtlichen Blick.

Katharina, sagte er mit seiner .weichen, einschmeichelnden Stimme, Katharina, wir haben uns vorher gegenseitig verleumdet. Nein, es ist nicht der elende, herzlose Eigennutz, welcher uns wieder zu einander geführt, nein, wir haben uns einander nicht wieder deshalb genähert, weil wir einander bedürfen, sondern die Liebe ist es gewesen, welche wieder in unsern Herzen erwacht ist, die Liebe hat mit ihren Sonnenstrahlen das Eis unserer Feindschaft aufgethaut und geschmolzen, der allmächtige Zug der Herzen hat uns unwiderstehlich zur Versöhnung, zur Erneuerung unseres Bundes gedrängt. Nein, Katharina, ich komme nicht zu Ihnen, weil ich Ihrer bedarf, sondern weil ich Sie liebe, und wen sollte das verwundern! Betrachten Sie nur im Spiegel Ihr eigenes wunderholdes Bild, und dann werden Sie begreifen, daß nicht der Eigennutz, sondern die Liebe mich zu Ihnen zurückführt!

III.

Ein Sterbebett.

Die Sonne scheint hell und klar in das weite stille Gemach, die Sonne zieht einen langen Strahl durch den langen öden Raum und verklärt die zitternden Staubatome, daß sie in einem goldigen langen Streifen wie lebendige Wesen auf und nieder flattern, die Sonne wirft einen glänzenden Blick auf dieses große, von dunklen Gardinen umfangene Bett, das da am äußersten Ende des Gemaches steht, und schaut neugierig zwischen den Vorhängen hindurch auf das bleiche, zuckende Frauenangesicht, das auf den weißen Kissen ruht, auf das junge Mädchen und das Kind, die vor dem Bette knieen, auf den jungen Mann, der mit düsterem Angesicht neben den Beiden steht, und dessen Hände auf seiner Brust ruhen, man

weiß nicht, ob zum Gebet gefaltet, oder zur Faust zusammengeballt.

Weiß es die Sonne? Ihre Strahlen sind so gar lustig und hell, sie schaut gar so heiter und vergnüglich durch die staubigen trüben Fenster in das Gemach herein, als wollte sie die Menschen da drinnen locken, zu ihr heraus zu kommen und sich ihres Glanzes und ihrer Lebenskraft zu freuen. Weiß es die Sonne, daß es eine Sterbende ist, deren Antlitz sie küßt mit einem Strahl ihrer Herrlichkeit, daß es ihre weinenden Töchter, ihr trauernder Neffe sind, welche sie so glänzend umleuchtet? Sie fragt nichts darnach, die strahlende Sonne, was kümmert es sie, das Leid der Menschen! Sie sieht in jeder Secunde so viel Qual und so viel Glück, so viel Schmerz und so viel Entzücken, sie sieht in derselben Secunde so viel Augen, welche brechen, und so viel Augen, welche sich dem Leben öffnen, so viel Herzen, welche still stehen, und so viel Herzen, welche anfangen zu schlagen! In schauender Klarheit geht sie groß und strahlend ihre Himmelsbahnen und leuchtet Denen, welche kommen, und Denen, welche gehen, und verklärt den Staub, und verklärt die Thräne und scheint eben so vergnügt in den Festsaal als auf das Grab, und küßt ebenso gern

die Stirne der myrthengeschmückten Braut als der dornenumkränzten Dulderin.

Hier in diesem feierlichen öden Gemach küßt sie eben die Stirne der Dulderin, und über das erkaltende Angesicht haucht sie einen letzten rosigen Schimmer des Lebens.

Still ist es und feierlich in dem großen Gemach, nur zuweilen dringt aus der Brust des knieenden jungen Mädchens ein Seufzen hervor, das sie nicht zu unterdrücken vermocht, zuweilen faßt das knieende Kind in krampfhafter Angst nach der bleichen Hand, die zuckend über die rothseidene Bettdecke hinfährt, und küßt diese Hand und flüstert leise in der süßen klangvollen italienischen Sprache: Wache auf, liebe Mutter, sprich zu mir! Sieh nicht so ernst und so bleich aus. Schlage die Augen wieder auf zu Deinen Kindern! Wache auf, liebe Mutter!

Und jedesmal, wenn die Kleine so fleht, drückt der junge Mann, der neben ihr steht, seine Hände fester an seine Brust und die Schmerzens- oder die Zornesfalte, die zwischen seinen schwarzen Augenbrauen steht und seine jugendliche Stirn umdüstert, wird tiefer und schattiger. Aber wie das Kind jetzt zum vierten Male in lauteren angstvolleren Tönen ruft:

Wache auf, liebe Mutter, wache auf! wie sie mit ungestümer Heftigkeit ihre brennenden Lippen auf die erkaltende Hand drückt, auf welche zugleich ihre heißen Thränen niederfallen, da schlägt die Kranke ihre Augen auf, da ist die Mutter wieder erwacht zum Leben.

Ihre großen Augen, in denen schon etwas wie der Glanz des Jenseits leuchtet, heften sich mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe und Zärtlichkeit auf die beiden Knieenden und heben sich dann langsam empor zu dem jungen Mann, über dessen Wangen eben ein paar Thränen niederrollen.

Weine nicht, Guido, sagt sie mit heller sanfter Stimme, und Ihr, meine geliebten Töchter, fasset Muth. Gott hat vielleicht Eure Gebete erhört und er will in der Fülle seiner Gnade mich Euch noch erhalten. Ich fühle mich jetzt wohler und gekräftigter, es ist, als ob alles Leiden von mir abgefallen, als ob ich erwacht wäre zu einem neuen Leben. Ja, meine Geliebten, ich fühle es, ich werde bei Euch bleiben, ich werde wieder erstarken zum Leben.

Oh, meine Mutter, meine theure geliebte Mutter, welch ein Glück Du uns verkündest, ruft das junge Mädchen, indem sie von ihren Knieen emporfliegt,

und beide Arme über das Bett ausbreitend, ihr Haupt an den Busen ihrer Mutter lehnt, während die Kleine immer noch knieend ihre Wange auf die Hand der Kranken neigt.

Der Jüngling schaut immer noch mit trübem Blick auf die Gruppe der Frauen nieder und die trostreichen Worte der Kranken haben sein Herz nicht getröstet, sondern es noch mit bittererm Weh erfüllt. Er weiß es wohl, daß dieses Erstarken zu einem neuen Leben, welches die Kranke empfindet, nur die Vorahnung ist jenes neuen Lebens, zu welchem sie eingehen soll durch die dunkle Pforte des Todes, er weiß, daß der Glanz, welcher aus ihren Augen strahlt, schon ein Wiederschein ist jenes Glanzes, der ihr von Jenseits herüberstrahlt.

Ja, ruft die Kranke freudig noch einmal, ja, ich werde wieder erstarken zum Leben. Die Schwere, welche meinen Busen so viele Jahre bedrückte, ist von mir gewichen, ich fühle mich frei, ich fühle mich leicht und glücklich. Meine Seele regt ihre Schwingen und in diesem göttlichen Moment der beginnenden Genesung scheint es mir, als zerrissen die Vorhänge, welche die Vergangenheit und die Zukunft von der Gegenwart trennten, und in einem großen leuchtenden

Bilde schaue ich, was gewesen, was ist und was kommen wird. Oh, meine Kinder, ich fasse und begreife jetzt den Zusammenhang der Dinge, ich weiß, warum die Vergangenheit so trübe und entsetzlich sein mußte, warum auch über der Gegenwart noch die düsteren Schleier des Unglücks ruhen, ich weiß es, denn ich schaue die Zukunft!

Und mit strahlenden Augen blickte die Kranke aufwärts und breitete die Arme aus, als wolle sie einen geliebten Gegenstand, der sich ihr nahte, mit freudigem Willkommen umfassen.

Wie schön, wie strahlend ist diese Zukunft, rief sie mit voller mächtiger Stimme. Gesegnet sei Gott, daß er mir Genesung sendet, damit auch ich sie noch erleben soll als Gegenwart, diese wonnestrahlende Zukunft.

Mutter, meine theure Mutter, bat das junge Mädchen leise, rege Dich nicht so auf, sprich nicht so laut und so heftig, der Arzt hat die größte Ruhe befohlen, und dann, meine geliebte Mutter, fuhr sie leiser fort, dann bedenke auch, daß wir umgeben sind von Spionen, daß jedes Wort, welches wir sprechen, unsern Feinden hinterbracht wird. Die Krankenwärterin ist im Nebenzimmer und auch Deine Kammer-

jungfer. Ich traue Beiden nicht, ich halte sie Beide für Spione.

Die Kranke schüttelte sanft ihr Haupt und ein verächtliches Lächeln umspielte einen Moment ihre bleichen schmalen Lippen.

Laß sie horchen und spioniren, sagte sie heiter, laß sie jedes Wort, welches wir sprechen, unsern Feinden wiederholen, laß sie uns peinigen und martern, sie können doch den Tag des Lichtes, welcher herannaht, nicht mehr aufhalten, sie können doch die Nacht der Schmach nicht mehr verlängern. Meine Kinder, der Tag bricht an, ich sehe ihn heraufstrahlen in göttlicher Klarheit, und von diesem himmlischen Glanze kommt mir die Genesung.

Aber indem die Kranke mit mächtiger Stimme so sprach, sank sie doch, erschöpft vielleicht vom Sprechen, erschöpft von ihrer leidenschaftlichen Erregung in die Kissen zurück und ein schmerzliches Aechzen drang aus ihrer Brust hervor.

Meine Mutter, meine liebe Mutter, rief das Kind, welches immer noch am Bett kniete, warum sprichst Du nicht mehr? Warum ächzest Du wieder wie Du vorhin gethan, als wir fürchteten, Du würdest sterben? Warum bist Du so blaß, da Du doch selber

sagst, daß Du jetzt wieder gesund wirst, daß die Genesung beginnt?

Die Mutter antwortete nicht, ihre großen Augen starrten wieder hinein in das Leere und der Athem drang schwer und mit fieberhafter Schnelle aus ihrer keuchenden Brust hervor.

Der junge Mann beugte sich zu dem Kinde nieder und legte sanft seine Hand auf ihr lockiges Haupt. Carmela, sagte er leise, Carmela, störe die Mutter nicht, sie will schlafen.

Aber so leise diese Worte auch gesprochen waren, die Kranke hatte sie doch gehört, und sie hatten genügt, sie aus ihren wachen Zukunftsträumen wieder hineinzurufen in die Wirklichkeit.

Nein, sagte sie, sich mit der letzten Kraft ihres Willens aus ihrer Todesermattung wieder aufraffend, nein, ich will nicht schlafen, ich will leben, will ein neues schönes Dasein beginnen. Leben, oh mein Gott, ich werde leben! Seht Ihr es denn nicht, steht es nicht auf meiner Stirn geschrieben, daß das Leiden von mir gewichen ist? Ich fühle doch, daß meine Seele Schwingen bekommen hat, und diese Schwingen, sie tragen mich empor, sie führen mich durch die leuchtende Gottesluft zurück zu Dir, mein geliebtes

Vaterland, zu Dir, Du Heimath der Schmerzen und der Thränen. Auf Eure Kniee, meine Kinder, auf Eure Kniee, es ist Italia, welche uns grüßt, es ist das Vaterland, zu welchem ich entschwebe. Auf Eure Kniee, meine Kinder, und laßt uns unsere Seelen erheben zu dem Gebet, welches Euch Euer Vater gelehrt, und welches er in jeder Nacht mit uns gebetet hat, als wir noch vereint waren im schmerzgebeugten Vaterland. Betet mit mir, meine Kinder, knieet nieder und betet das Gebet, welches Euer Vater Euch gelehrt hat.

Der junge Mann und das junge Mädchen sanken zu beiden Seiten des Bettes, vor welchem das Kind noch immer knieete, nieder, und indem sie die Hände falteten zum Gebet, schauten sie einander an mit Blicken voll Begeisterung und Zärtlichkeit. Dann, einem unwillkürlichen Gefühl folgend, reichte der Jüngling über das Bett hin dem jungen Mädchen seine Hand dar, und sie legte, ohne zu zögern, mit einem langen, innigen Blick ihre Hand in die seine. Das Kind hatte sein Haupt aufgerichtet und schlang jetzt mit zärtlichem Ungestüm ihren Arm um den Nacken der Schwester.

Betet, betet, drängte die Kranke, deren Augen sich

immer mehr öffneten, deren Wangen sich wie vor dem letzten verglimmenden Strahl des Abendrothes zu färben begannen. Felicia, sprich das Gebet.

Und Felicia, gehorsam dem mütterlichen Befehl, begann mit leiser, bebender Stimme: Vater dort oben, der du groß und allmächtig bist im Himmel und auf Erden, habe Erbarmen. Wende dein Auge nicht länger ab von der gebeugten Königin, von der trauernden Italia. Siehe, sie hat keinen andern Schmuck als ihre Thränen und ihre Ketten, keine andere Krone als die Krone des Märtyrerthums. Erbarme dich, Gott, erbarme dich über die unglückliche, schmerzgebeugte Königin Italia.

Und mit lauter Stimme wiederholte die Sterbende: erbarme dich, Gott, erbarme dich über die unglückliche, schmerzgebeugte Königin Italia.

Der Jüngling und das Kind sprachen die Worte so leise und murmelnd, daß sie fast nur wie das Echo von den hallenden Worten der Mutter nachklangen.

Felicia fuhr fort: Heilige Mutter Gottes, du, welche zu den Füßen des Kreuzes gestanden und der das Schwert der Schmerzen im Busen gewühlt hat um den angebeteten eingeborenen Sohn, heilige Mutter Gottes, habe Erbarmen mit der trauernden, schmerz-

gebeugten Mutter Italia. Auch ihre Söhne sind gekreuzigt worden, auch sie weint in trostlosem Jammer zu den Füßen des Kreuzes, an welches man ihre Kinder, ihr ganzes eingebornes Volk mit bluttriefenden Peinigerhänden angeschlagen hat. Erbarme dich, heilige Mutter Gottes, erbarme dich über die unglückliche Mutter Italia, welche zu den Füßen des Kreuzes blutige Thränen weint um ihre gekreuzigten Söhne, um ihr zertretenes Volk.

Und im vollen, mächtigen Dreiklang wiederholten jetzt die Andern: Erbarme dich, heilige Mutter Gottes, erbarme dich über die unglückliche Mutter Italia, welche zu den Füßen des Kreuzes blutige Thränen weint um ihre gekreuzigten Söhne, um ihr zertretenes Volk!

Und lauter und begeisterter begann jetzt Felicia auf's Neue: Heiland und Mittler, Sohn Gottes und der Jungfrau Maria, Jesus Christus, du, welcher zur Erde hernieder gekommen ist, um der Welt den Frieden, die Liebe und die Versöhnung zu bringen, Heiland und Mittler, steige hernieder zu der unglücklichen Königin Italia, gieb ihr den Frieden, gieb ihr die Liebe, welche überwindet, versöhne sie mit ihrem Schicksal, indem du ihr die Freiheit giebst, die Frei-

heit, nach welcher sie seufzet durch Jahrhunderte der Thränen und der Ketten.

Die Freiheit, nach welcher sie seufzet durch Jahrhunderte der Thränen und der Ketten, flehten die andern Drei.

Du aber, rief Felicia jetzt, indem sie die beiden Arme flehend zum Himmel erhob, du aber, du heiliger Geist, welcher ist die Ausströmung Gottes, der heiligen Jungfrau und des Erlösers Jesu Christi, du aber, heiliger Geist, lasse dich hernieder, überschatte mit deiner Kraft und deiner Gluth die Söhne Italia's, senke auf ihre Häupter das heilige Pfingstfest der Begeisterung, welche den Tod nicht scheut, sondern das Leben überwindet, welche jubelt in der Gefahr und freudig ringt nach den höchsten Gütern der Menschheit. Oh heiliger Geist, senke dich nieder, entflamme die Söhne der geknechteten Mutter mit Haß und Zorn, mit Rachedurst und heiliger Wuth, lasse die Lämmer sich verwandeln in Löwen, die duldenden Kinder in wuthentbrannte Männer, lasse die Geknechteten sich erheben, gieb ihnen den Muth der That, die Energie des Hasses. Oh heiliger Geist, senke dich nieder auf die Söhne Italia's, durchflamme sie mit göttlichem Zorn, gieb ihnen das heilige Pfingstfest der

vergeltenden Rache, welche die Schergen tödtet, die uns die Freiheit in Ketten gelegt.

Gieb ihnen das heilige Pfingstfest der vergeltenden Rache, welche die Schergen tödtet, die uns die Freiheit in Ketten gelegt, wiederholte der Jüngling mit lauter Stimme und mit drohend geballter Faust.

Eine Hand legte sich auf seinen Arm und zog ihn sanft nieder. Bete nicht das Gebet der Rache, Guido, sagte eine ernste, gebieterische Stimme hinter ihm, bete nicht das Gebet der Rache, Guido, es ziemt sich nicht für meinen Neffen, es ziemt sich nicht für den Mündel des Kaisers.

Katharina, meine Schwester Katharina, rief die Kranke in sich erschauernd. Kommst Du, um uns zu stören in dem heiligen Gebet, das Dein Bruder, Dein Schwager und Dein Oheim doch täglich in dem Düster ihres Kerkers beten, und das ihre Hoffnung, ihr Glaube und ihr Lebensmuth ist?

Ja, sagte Katharina Cibbini ernst, ich komme um Euch zu stören in dem gefährlichen Gebet, welches seine Lauscher hat, seine Lauscher, die da draußen stehen an der Spalte Eurer Thür und deren Ohren so befangen waren von Dem, was sie hier drinnen vernahmen, daß sie mein Eintreten in den Vorsaal

nicht einmal bemerkten und mich unbeachtet ließen, bis ich ganz dicht neben ihnen stand.

Und kamst nicht auch Du, um zu lauschen, um uns zu beobachten, Katharina? fragte die Kranke mit schmerzlichem Seufzen. Oh, meine Schwester, ich war eben voll so göttlicher Freude, und ein unaussprechliches Wonnegefühl durchglühte mich. Die ganze Seligkeit der Genesung erfaßte mein Herz. Warum kommst Du mich zu stören in meinem Glück? Warum gönnst Du uns nicht die wenigen Minuten des Vergessens und willst sogar das Gebet der Schmerzen und der Hoffnungen auf unsern Lippen verstummen machen, Du abgefallene Tochter Deines Vaterlandes? Oh, daß ich Dich so nennen muß, meine Schwester, das ist der einzige Schmerz, der mich aufhält an den Pforten des neuen wiedergewonnenen Lebens, der einzige Schmerz, der mir die Wonnen der Genesung trübt.

Katharina heftete einen langen prüfenden Blick auf die Kranke, dann hob sie ihn von ihr langsam mit einem fragenden Ausdruck zu Guido empor. Er antwortete mit einem Seufzer und einem leisen Schütteln seines Hauptes, indem er die Augen schmerzvoll zum Himmel erhob.

Katharina hatte die stumme Antwort verstanden, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie neigte sich nieder über die Kranke und drückte einen Kuß auf ihre bleiche, kalte Stirn.

Du sollst sie Dir ungetrübt bewahren, die Wonne der Genesung, sagte sie zärtlich, Du sollst an den Pforten des neuen Lebens nicht aufgehalten werden von dem düstern Schatten Deiner Schwester Katharina. Tretet zurück, meine Kinder. Guido, führe Du die jungen Mädchen in jene Fensternische dort drüben, ich habe mit ihrer Mutter zu reden, und nur Gott darf hören, was ich ihr zu sagen habe.

Guido reichte dem jungen Mädchen und dem Kinde seine beiden Hände dar und führte sie zu der entferntesten Fensternische in dem großen, tiefen Gemach. Dicht aneinander gedrängt zogen sie sich tief in diese Nische der dicken Mauern zurück und ließen hinter sich die großen dunklen Vorhänge niederfallen, welche von oben herab den breiten Eingang der Fensternische decorirten.

Kaum hatte diese dunkle bewegliche Scheidewand sich niedergelassen und den Dreien den Einblick in das Gemach versperrt, als Katharina neben dem Bette ihrer Schwester auf ihre Kniee niedersank und mit

leidenschaftlicher Innigkeit ihre beiden Hände um den Arm ihrer Schwester legte.

Leonore, meine theure Schwester, sagte sie, ich will Dir beichten. Du sollst das Geheimniß meiner Seele mit hineinnehmen in das neue Leben, an dessen Pforten Du jetzt stehst. Ich will Dir bekennen, was ich selbst dem Priester im Beichtstuhl verschweige, denn durch mich sollen Dir die Wonnen der Genesung, deren Nahen Du empfindest, nicht getrübt werden. Neige Dein Ohr zu mir, meine Schwester, und empfange meine Ohrenbeichte.

Die Kranke neigte langsam ihr Haupt mehr noch zur Seite ihrer Schwester hin, Katharina strich ihr das Haar, das in einzelnen schwarzen Locken nieder hing, von der Schläfe fort, und ihre Lippen dicht dem Ohr ihrer Schwester nähernd, begann sie schnell und voll glühenden Eifers ihre geheimnißvolle Ohrenbeichte.

Es war wunderbar anzuschauen, wie allmälig, während Katharina leise und eifrig immerfort flüsterte, das Gesicht der Kranken, der Sterbenden sich mehr und mehr verklärte, wie ihre Augen, welche anfangs so trübe auf die Schwester hingeblickt, jetzt aufflammten in Liebe und Zärtlichkeit, wie zuletzt den schmerz-

lich zuckenden Mund ein leises, seliges Lächeln umspielte und die todtesbleichen Wangen sich wieder mit einem zarten Schimmer zu röthen begannen.

Als Katharina jetzt endlich schwieg, als sie ihr von Thränen überfluthetes Angesicht tiefer neigte und es sanft an den Busen ihrer Schwester lehnte, hob diese mit einer letzten Kraftanstrengung ihre Rechte empor und legte sie auf das Haupt Katharina's.

Meine Schwester, sagte sie langsam und feierlich, ich gebe Dir zu dem großen und heiligen Werke, welches Du vorhast, den Segen meiner Liebe. Ich bitte Dich aus tiefstem reuigen Herzen um Vergebung, daß ich Dir gemißtrauet, daß ich an Dir gezweifelt habe. Gehe hin, Du tapfere, Du treue Tochter Deines Vaterlandes, gehe hin, Du Schwester des Brutus, Du Erbin seiner Klugheit und selbstverleugnenden Tapferkeit, gehe hin und vollende das heilige Werk, das Du begonnen, führe zu Ende, was Du so muthig angefangen. Italia, die heilige Mutter unserer Aller, sie ruft alle ihre Söhne und Töchter, sie will, daß wir Alle thätig sind an dem heiligen Werk ihrer Befreiung. Gesegnet und gepriesen sei Gott, daß ich Deine Beichte vernommen, daß Du mich hast hinein-

schauen lassen in die Tiefe Deines Herzens und mich das edle Geheimniß Deines Märtyrerthums hast verstehen gelehrt. Oh, Katharina, warum kann ich es nicht meinem Gemahl und Deinem Bruder mittheilen, warum kann ich ihnen nicht sagen und schreiben, daß Diejenige, welche sie verwünschen, welche sie eine Abtrünnige nennen, daß Katharina Cibbini —

Niemals darfst Du es wagen, dies zu sagen oder zu schreiben, unterbrach sie Katharina lebhaft. Ich werde ihren Haß und ihre Verachtung mit muthigem und stolzem Herzen ertragen, und wenn sie mich verwünschen, so werde ich dem Vaterlande Glück wünschen, daß es so treue und stolze Söhne hat, deren Energie weder das Unglück noch die Qual des Gefängnisses hat unterjochen können.

Aber, bat die Kranke mit leiser, fast schon versagender Stimme, aber meinen Töchtern und unserm Neffen laß mich wenigstens sagen, daß ich Dich liebe, daß — mein Gott, warum wird es auf einmal so finster vor meinen Augen und welche furchtbaren Blitze zucken durch die düstere Nacht, die mich plötzlich umgiebt — Schwester, Schwester, rufe mir meine Kinder, daß ich sie segne, daß —

Katharina sprang empor und eilte mit schnellen

Schritten durch das Zimmer nach der Fensternische hin, deren Vorhänge sie heftig öffnete.

Kommt, kommt, flüsterte sie, kommt, sie stirbt. Beherrscht Euren Schmerz, weint nicht, sie hofft auf das Leben, laßt sie nicht ahnen, daß es der Tod ist, der ihr naht.

Die beiden Töchter eilten Hand in Hand zu dem Bett ihrer Mutter hin und knieten neben demselben nieder. Katharina und ihr Neffe Guido traten an die andere Seite des Bettes.

Eine Pause trat ein. Man hörte nichts als das laute Aechzen der Sterbenden, über deren marmorbleiche Stirn der Todesschweiß in schweren Tropfen niederrollte. Aber noch einmal überwand das starke liebende Herz der Mutter die Schauer des Todes, noch einmal kehrte das Licht zurück in diese schon erlöschenden Augen und sie richteten sich mit einem vollen strahlenden Liebesblick auf ihre Kinder hin.

Oh, meine Töchter, meine geliebten Töchter, sagte sie mit lauter, starker Stimme, die Genesung ist da, freuet Euch mit mir, denn der Schmerz ist überwunden. Ich gehe ein zum neuen, seligen Leben! Weinet nicht um mich, sondern gönnt mir diese Seligkeit! Ich lasse Euch nicht einsam und verlassen zurück, denn

meine Schwester Katharina bleibt bei Euch und sie wird Euch eine zweite Mutter sein. Folget in allen Dingen ihrem Rath und ihrem Willen, selbst wenn Ihr denselben nicht begreift und nicht versteht. Seid immer eingedenk Dessen, was ich Euch sage: ich liebe, ich ehre, ich bewundere meine Schwester Katharina, und ich will, daß Ihr es auch thut. Sagt das Eurem Vater, wenn Ihr so glücklich sein solltet, ihn einst wiederzusehen, meine Töchter. Sage auch Du es dereinst Deinem Vater, Guido, sagt, daß ich meine Schwester Katharina Euch allen Dreien zur Vormünderin eingesetzt habe und daß ich Euch gebiete, ihrem Willen zu gehorchen. Schwört mir, meine Töchter, und auch Du, Guido, schwört mir, daß Ihr das wollt!

Wir schwören, daß wir unsere Tante Katharina zu unserer Vormünderin annehmen wollen, sagten die beiden Mädchen und der Jüngling mit leiser, düsterer Stimme. Wir schwören, daß wir ihrem Willen gehorchen wollen, wie Du es uns befohlen hast, theure Mutter.

Es ist gut, ich glaube Eurem Schwur, sagte die Sterbende mit leiser keuchender Stimme. Wo seid Ihr, meine Töchter, wo seid Ihr? Warum verlaßt

Ihr mich, warum bleibt Ihr denn nicht neben Euerer Mutter?

Wir sind hier, Mutter, wir sind hier, riefen Beide mit schmerzzitternder Stimme, indem sie Beide ihre Rechte in die schon erstarrende Hand der Mutter legten.

Mein Gott, ich sehe Euch nicht, murmelte sie, es ist Nacht um mich. Ich sehe meine Kinder nicht mehr! Nacht, oh Gott, furchtbare Nacht! Aber durch die Nacht werde ich eingehen zum Licht! Schon umleuchtet es mich mit seinen hellen Strahlen, schon wird es Tag, seliger, wonniger Tag!

Und die Strahlen dieses neuen Tages begannen schon über ihr Angesicht mit wunderbarem Glanz aufzuleuchten und es zu verklären in himmlischer Verzückung.

Ja, fuhr sie mit immer mehr verlöschender Stimme fort, der Tag bricht an, die Schleier der Nacht und der Trübsal, welche mich so lange umfangen hielten, zerreißen, und in seligem Schauen flattert der Geist empor, empor zum leuchtenden Tage. Ich sehe Dich, mein Geliebter, mein Gemahl, ich sehe Dich im dunkeln, einsamen Gefängniß, und dennoch ist meine Seele froh und voll unaussprechlichen Glückes, denn ich weiß,

und ich sehe, daß die Freiheit schon Deiner Kerkerthür naht, um Dich zu erlösen und Dich wieder hinaus zu führen in die lichte, schöne Gotteswelt. Ich sehe auch Dich, Italia, ich sehe Dich in Thränen und in Ketten, und dennoch ist auch über Dich meine Seele froh und voll unaussprechlichen Glückes, denn ich weiß und ich sehe, daß die Freiheit, wenn auch mit langsamen und zögernden Schritten, zu Dir heranschreitet, um Deine Thränen zu trocknen, Deine Ketten zu zerbrechen und Dich zu erlösen aus den Banden der Knechtschaft. — Oh, ich sehe, ich sehe ein glückliches, einiges Italien, sehe es in Stolz und Glanz, sehe es bewundert und verherrlicht von allen Völkern Europa's, sehe — Es wird wieder Nacht vor meinen Augen, ich sehe nichts mehr! Es braust vor meinen Ohren, es — Felicia, Carmela, her zu mir, meine Töchter, umarmt mich — Guido, reiche mir Deine Hand, — auch Deine Hand, Felicia. Ihr liebt Euch, meine Kinder, nicht wahr, Ihr liebt Euch!

Ja, sagten Beide, Hand in Hand, unter Thränen lächelnd sich anschauend, ja, wir lieben uns.

Guido, ich verlobe Dir meine Tochter Felicia, ich lege ihr Glück und ihr Schicksal in Deine Hand. Willst Du sie annehmen zu Deiner Gemahlin, willst

Du sie ehren und lieben Dein Leben lang und ihr treu bleiben bis zum Tod?

Ich schwöre, daß Felicia's Glück der einzige Zweck meines Lebens sein soll, ich schwöre, daß es mein höchstes und heiligstes Ziel sein soll, mich der Ehre und des Glückes würdig zu machen, dereinst der Gemahl Felicia's zu werden, ich schwöre, daß ich ihr treu sein will bis zum Tode.

Es ist gut, ich nehme Deinen Schwur an, flüsterte die Sterbende mit schwerer Zunge. Von Dir, Felicia, fordere ich keinen Schwur. Ich weiß, daß Du Guido liebst und daß Du ihm daher immer treu sein wirst. Denn die Treue ist für die Frau das natürliche Gesetz ihres Herzens, und nur die Verlorene und Entartete entsagt diesem Gesetz. Die Treue ist die Religion aller liebenden Herzen, und für diese Religion zu kämpfen und zu sterben ist Glückseligkeit. Seid treu, oh, seid treu, dann werdet Ihr das Unglück der Gegenwart überwinden, dann —

Ihr Haupt sank zurück auf die Kissen, das Wort verstummte auf ihren geöffneten Lippen, die Augen thaten sich weit auf und starrten mit einem letzten aufleuchtenden Glanz empor, aber die Lider senkten sich nicht wieder niederwärts, die Lippen schlossen sich

nicht mehr und über sie hin zitterte ein letzter ächzender Seufzer, der wie ein unsichtbarer Geistergruß durch das stille Gemach entschwebte.

Mutter, meine liebe, liebe Mutter, ächzte das Kind mit jammerndem Klageton.

Sie stirbt, oh, sie stirbt, wehklagte Felicia, indem sie sich angstvoll und fast zusammenbrechend mit ihren beiden Armen an die Gestalt Guido's anklammerte.

Ja, sie stirbt, sagte der Jüngling tiefbewegt, aber sie läßt uns den Segen ihrer Liebe zurück und sie nimmt den Schwur unserer Treue mit sich empor zum Himmel. Felicia, meine Geliebte, möge mir Gott Kraft geben, daß ich Dir dereinst Vater und Mutter ersetzen kann, und daß das Glück, welches ich Dir gebe, der Liebe gleicht, welche ich für Dich empfinde.

Meine Mutter, meine Mutter, wimmerte die kleine Carmela, seht sie nur an, wie bleich sie ist und wie starr. Mutter, liebe Mutter, lieg doch nicht so unbeweglich da, schaue doch hernieder zu Deiner armen, kleinen Carmela, antworte mir doch, sprich doch!

Still, mein Kind, still, sagte Katharina ernst und feierlich. Deine Mutter hört Dich nicht mehr, denn sie hört die Musik der Sphären, welche die heimkehrende Seele der Dulderin dort oben begrüßen, Deine

Mutter sieht Dich nicht mehr, denn ihr Auge schauet Gott und die Herrlichkeit des geöffneten Himmels. Schließt Euch denn, Ihr Augen, schließt Euch der Welt. Ihr habt viel geweint, Ihr armen Augen, jetzt sind alle Eure Thränen getrocknet. Schließt Euch also, schließt Euch dem Jammer und der Erbärmlichkeit der Welt.

Sie legte sanft ihre Hand über die starren Augen der Todten und ließ sie auf denselben ruhen. Das Kind hielt immer noch leise wimmernd die erkaltende Hand der Mutter in der ihren und lehnte auf dieselbe ihre von Thränen überfluthete Wange. Der Jüngling und das junge Mädchen waren Hand in Hand auf ihre Kniee niedergesunken und beteten.

IV.

Die Gefangenen auf dem Spielberg.

Mit finsterm Gesicht und zornigen Mienen ging der Commandant des Spielbergs in seinem Arbeits-Cabinet auf und ab, zuweilen seine drohenden Blicke auf den jungen Mann heftend, der da drüben an der Eingangsthür stand, in der Mitte zweier Soldaten mit geschultertem Gewehr. Aber der junge Mann schien diese Blicke gar nicht zu beachten und die Anwesenheit des Herrn Commandanten ganz und gar nicht seiner Aufmerksamkeit werth zu halten. Er schaute mit heiterem, lachendem Blick gerade vor sich hin und belustigte sich damit, die Ketten, mit welchen seine Hände gefesselt waren, in einem gewissen Rhytmus und Takt aneinander schlagen zu lassen, als wären diese Ketten ein Instrument, auf welchem er musicire.

Was ist das für ein unerträglicher Lärm? schrie der Commandant Manzotti, indem er jetzt mit hochrothem Gesicht vor dem jungen Manne stehen blieb. Wie können Sie sich unterstehen, hier in meinem Zimmer solchen Scandal zu machen?

Der Gefangene schien seine Worte gar nicht gehört zu haben, er blickte immer noch unverwandt und halb lächelnd vor sich hin und fuhr ganz gelassen fort in seiner seltsamen und unheimlichen Musik.

Hören Sie denn nicht, daß ich es Ihnen verbiete, solchen Lärm zu machen? schrie Manzotti, mit dem Fuße stampfend.

Der Gefangene fuhr, ohne sich unterbrechen zu lassen, in seiner Melodie der Ketten fort.

Manzotti hob drohend seine geballte Faust gegen ihn empor und öffnete die Lippen zu einer wüthenden Zornesrede, dann auf einmal verstummte er, und ein unheimliches wildes Lächeln fuhr durch seine harten Züge hin.

Oh, ich begreife, sagte er mit höhnischem Ton, begreife vollkommen. Es ist eine neue List, welche der Graf Bartoni sich ersonnen hat. Sie wollen den Tauben spielen, Sie wollen sich den Anschein geben, nichts zu hören und zu verstehen, weil Sie alsdann

auch nicht gezwungen sein können, Zeugniß abzulegen wider die Gefangenen, mit denen ich Sie seit acht Tagen zusammengesperrt hatte, damit sie reden sollten, und die ich jetzt zu strafen und anzuklagen habe, weil sie geredet haben, obwohl sie zum Schweigen verurtheilt waren. Nun hören Sie aber, mein lieber Graf Bartoni, wenn Sie nicht Ihr Kettengerassel augenblicklich verstummen lassen, wenn Sie nicht auf meine Fragen antworten und sofort aufhören, die Rolle eines Tauben zu spielen, so werde ich den alten Munari dafür auf acht Tage in den Carcere durissimo stecken und dem Grafen Confalconi die Bastonnade geben lassen, wie er das schon längst durch sein störrisches und übermüthiges Betragen verdient hat. Entschließen Sie sich also, wollen Sie reden oder wollen Sie Munari und Confalconi zu den schlimmen Strafen verurtheilen? Ah, fuhr der Commandant mit einem lauten Lachen fort, ich sehe, Sie haben die Güte, mich zu verstehen, denn das Kettengerassel ist verstummt und der stolze Herr Graf Bartoni hat die Güte, von meiner Anwesenheit Notiz zu nehmen und mich seines Blickes zu würdigen. Ja, ja, schauen Sie mich nur recht an, Herr Graf, wir sind Compatrioti, wie ich glaube. Sind Sie nicht aus Mailand gebürtig?

Ja, sagte der junge Mann mit fester, ruhiger Stimme, ja, ich bin aus Mailand gebürtig.

Ich hatte also Recht, zu sagen, daß wir Compatrioti sind, rief Manzotti lachend. Sie wußten das wohl nicht, mein lieber Graf Bartoni?

Doch, ich wußte es, mein Herr Commandant Manzotti.

Wirklich, Sie wußten es? Sie ließen sich herab davon Notiz zu nehmen und sich um meine Lebensgeschichte zu bekümmern?

Ich kenne Ihre Lebensgeschichte ganz genau. Ich weiß, was Sie sind und was Sie thaten.

Nun, ich wäre neugierig, das aus Ihrem Munde zu hören, rief Manzotti. Erzählen Sie mir doch, Herr Graf, wer bin ich und was that ich?

Sie sind der Sohn eines treuen und edlen Patrioten, sagte der Graf feierlich, der Sohn des Arztes Manzotti, den ganz Mailand kannte und liebte, und der, weil er ein treuer und zärtlicher Sohn seines Vaterlandes war, natürlich auch zu dem geheimen Bunde der Carbonari gehörte, welche die Befreiung des Vaterlandes zum Zweck und Ziel ihres Lebens gemacht.

Ah, Sie erzählen mir da von den Verbrechen, die

mein Vater begangen hat, aber Sie vergessen, daß Sie von mir sprechen wollten und daß Sie mir sagen wollten, was ich bin und was ich that.

Ich sprach von dem Vater, um zu zeigen, was der Sohn ist, sagte der Graf ruhig. Der Vater war ein Patriot und er hielt auch seinen Sohn dafür. Er führte ihn ein in die Gesellschaft der Patrioten, er nahm ihn auf in die Gemeinschaft der Carbonari und ließ ihn Theil nehmen an allen den Plänen und Geheimnissen derselben. Auf diese Weise erfuhr der Sohn, daß man eine große Schilderhebung beabsichtigte, daß Tausende und aber Tausende der edelsten Söhne Italiens sich bewaffnet hatten und der Tyrannei Oesterreichs blutigen Krieg erklären wollten. Er verschaffte sich eine Liste der Häupter der Carbonari, zu denen auch sein eigener Vater gehörte, und mit dieser Liste begab er sich zum österreichischen Gouverneur von Mailand, um ihm für Geld und Ehrenstellen das Geheimniß seines Vaterlandes und seines Vaters zu verrathen.

Ja, ich that meine Schuldigkeit, sagte Manzotti ruhig, ich hatte von einer nichtswürdigen Verschwörung Kunde erhalten, welche man gegen die väterliche Regierung des gütigen Kaisers und Königs Franz beab-

sichtigte, und als getreuer Unterthan meines Kaisers machte ich Anzeige davon.

Ja, Sie machten Anzeige davon, Sie denuncirten und verriethen Ihre Landsleute, Ihren eigenen Vater. Sie waren die Ursache, daß achttausend Patrioten ohne Verhör und Urtheilsspruch in's Gefängniß geführt, daß mehr als zwanzig der edelsten Männer hingerichtet, mehr als hundert zu ewigem Gefängniß verurtheilt wurden.*) Unter den letzteren befand sich Ihr eigner Vater, der indessen schon nach wenigen Monaten starb aus Gram um den Sohn, der ihn verrathen hatte.

Es war eine harte Pflicht, die ich zu erfüllen hatte, sagte Manzotti achselzuckend. Aber ich durfte den eigenen Vater nicht schonen, wo es das Wohl des Staates, die Treue gegen den Kaiser galt. Man hat diese meine Treue auch anerkannt, der gütige, edle Kaiser hat mich persönlich belobt wegen meines Eifers und meiner Treue. Zum Dank für dieselbe ward ich zum Commandanten des Spielberges ernannt, und dadurch genieße ich jetzt die große Freude, mit einigen meiner lieben Landsleute und früheren Bundesgenossen

*) Varenne: Les Austrichiens en Italie. p. 167.

wieder vereinigt zu sein. Es gereicht mir dies in der That zu einem außerordentlichen Vergnügen, und es ist allemal für mich ein Freudentag, wenn ein neues Mitglied der lieben Carbonari hier auf den Spielberg gebracht und meiner liebenden Fürsorge übergeben wird. Sie waren der Letzte, welcher hier ankam, und ich hoffe daher auch, mein lieber Graf, daß Sie der Letzte sein werden, welcher geht, wenn Sie überhaupt so grausam sein wollen, mich jemals wieder zu verlassen.

Wissen Sie, wie lange ich schon hier auf dem Spielberg bin? fragte der Graf.

Ich denke, es werden ungefähr drei Monate sein oder etwas darüber.

Es sind zwei Monate darüber, denn fünf Monate befinde ich mich bereits hier, fünf Monate dulde ich hier die strengste Kerkerhaft, ohne daß ich durch irgend eine Verurtheilung, einen Richterspruch dazu gesetzmäßig verdammt worden wäre.

Ah, mein lieber Graf, wie sehr Sie da im Irrthum sind. Sie sind durchaus gesetzmäßig behandelt worden, denn das Gesetz erlaubt nicht allein, sondern es gebietet sogar, Jeden zu verhaften, der irgend einer feindlichen Gesinnung gegen die Regierung und den Kaiser verdächtig ist, und ihn so lange fest zu halten,

bis er irgend einer Schuld überführt ist, um ihn dann verurtheilen zu können.

Sie nehmen also gar nicht den Fall an, daß man auch Unschuldige verhaften und sich von ihrer Unschuld überführen könnte?

Ich nehme den Fall an, aber er ist sehr selten. Mir wenigstens ist es noch nicht geschehen, daß man mir einen Verdächtigen hierher abgeliefert hätte, den ich wegen seiner Unschuld an den Verbrechen, deren man ihn angeklagt, hätte entlassen müssen. Wenn ich meine wegen Verdachtes eingegangenen Gefangenen höchstens ein Jahr unter meiner speciellen Aufsicht und Behandlung gehabt habe, konnte ich sie zuletzt jedesmal ihrer Schuld überführen, und das von mir gefällte richterliche Urtheil dem Kaiser zur Bestätigung übersenden.

Ich werde also wahrscheinlich der Erste sein, bei welchem Ihnen das nicht gelingt, sagte Graf Bartoni mit einem bittern Lächeln. Seit zwei Jahren wandere ich von Gefängniß zu Gefängniß und werde immer auf's Neue vor Ihre Untersuchungstribunale gestellt, ohne daß man mich einer Schuld überführen kann. Ich soll dem Bunde der Carbonari angehört haben, das ist das Verbrechen, dessen man mich anklagt.

Aber ich habe notorisch bewiesen, daß es der Name meines verstorbenen Bruders und nicht der meine war, welcher sich auf den Listen fand, ich habe notorisch bewiesen, daß ich niemals im Verkehr gestanden mit den Carbonari, so sehr ich auch ihren Muth, ihre Vaterlandsliebe und ihre Gesinnung bewundere. Aber ich begriff doch, daß sie ihre Ziele nicht erreichen könnten, und daß ihr Streben ebenso vergeblich sei, als wollte man sich eine Leiter bauen, um auf dieselbe hinaufzuklettern und die Sonne vom Himmel zur Erde niederzuziehen. Man hat mir also nichts beweisen können, und dennoch bin ich seit zwei Jahren Gefangener.

Und mit vollem Recht, mein lieber Graf, denn daß man Ihnen nichts beweisen, Sie keiner Schuld überführen kann, obwohl man von Ihrer Schuld überzeugt ist, das schon ist ein Verbrechen, welches Strafe verdient hat. Bedenken Sie doch gefälligst, wie viele ehrenwerthe Männer Sie schon getäuscht haben, wie viel vergebliche Sitzungen man um Ihretwillen angestellt hat. Man hat Ihnen zweimal hinter einander in Mailand einen Prozeß gemacht, und es war vergeblich, Sie haben alle Bemühungen des Tribunals zu Schanden gemacht, man konnte Sie

wegen mangelnder Beweise nicht verurtheilen. Darauf hat man Sie nach Venedig geführt, damit der dortige große und berühmte Untersuchungsrichter, der kluge und vielgewandte Salvotti Sie endlich Ihrer Schuld überführe und Ihnen den Prozeß mache. Aber ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie bewundere, Herr Graf, Ihnen ist gelungen, dessen noch Niemand sich rühmen kann, Salvotti hat Sie ein Jahr in Venedig in Untersuchungshaft gehalten und er hat endlich bekennen müssen, daß seine Kunst vergeblich gewesen, daß er von Ihrer Schuld überzeugt sei, aber Ihnen dieselbe nicht beweisen könne. Darauf hat man Sie hierher zu mir gesandt, damit ich die letzte Hand anlege, damit ich zu erreichen suche, was den größten Untersuchungsrichtern nicht gelungen ist. Urtheilen Sie also, welch ein Triumph es für mich wäre, wenn ich Ihnen eine Schuld beweisen könnte, wenn ich Sie überführte. Wahrlich, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, wenn Sie endlich dieses hartnäckige Leugnen aufgeben, wenn Sie bekennen wollen, so werde ich Ihnen dankbar sein.

Und worin, mein Herr, würde Ihre Dankbarkeit bestehen? fragte Bartoni lächelnd.

Darin, Herr Graf, daß ich Sie so milde wie

möglich behandelte, daß ich Sie so selten als möglich mit den schweren Ketten belastete, obwohl Sie natürlich zum schweren Kerker verurtheilt würden, daß ich Sie ferner nur einmal in der Woche fasten ließe, und wenn ich es vermeiden könnte und Sie selber mich nicht dazu zwingen, Sie niemals schlagen ließe.

Schlagen, schrie der Graf entsetzt. Man erlaubt sich also hier, die politischen Gefangenen zu mißhandeln, zu schlagen?

Ja, mein lieber Compatriot, man erlaubt sich das und man ist berechtigt dazu. Alle Mittel sind gut, durch welche wir zum Ziel gelangen können, und ich versichere Sie, daß einige richtig angebrachte Ohrfeigen, einige kräftige Bastonnaden schon manchen Gefangenen zum Geständniß gebracht haben, welcher der schwersten Kerkerstrafe und sogar dreitägigem Fasten muthig widerstanden hatte. Das sind in der That vortreffliche Hülfsmittel für die Justiz, und es ist daher schon von der höchsten Gerichtsstelle ein Circulair an alle Präsidenten der Districte ergangen, sich darüber auszusprechen, ob es nicht in vielen, namentlich in politischen Fällen das Zweckmäßigste wäre, statt jahrelanger Kerkerhaft lieber kurzes Gefängniß mit häufigen Bastonnaden einzuführen, was natürlich dem Staat jähr-

lich eine bedeutende Summe ersparen würde.*) Sie zum Beispiel, mein lieber Graf, würden statt funfzehnjährigem schweren Kerker alsdann vielleicht nur funfzehn Monate Gefangenschaft bekommen, und würden statt der übrigen Jahre vielleicht wöchentlich zweimal die Bastonnade erhalten. Freilich diese rasch auf einander folgenden Bastonnaden möchten Ihnen vielleicht für den Gebrauch Ihrer Füße ein wenig schädlich sein, aber ich denke, es ist immer besser als ein Lahmer und als ein Krüppel frei zu sein, denn sein ganzes Leben im schweren Kerker zu vertrauern. Somit wäre das kurze Gefängniß mit der Bastonnade nicht bloß eine Ersparniß für den Staat, sonder immerhin auch eine Wohlthat für die Gefangenen. Mein Gott, warum sollte man nicht auch Wohlthaten üben an Verbrechern, wenn man dadurch die Gerechtigkeit nicht beeinträchtigt?

Ach, ich sehe, der Ruf hat nicht zu viel von Ihnen gesagt, rief der Graf Bartoni, Sie sind in der That ein bewunderungswürdiger Mann! Sie haben sogar ein großmüthiges Herz für die Verbrecher, und Sie würden aus reinem menschlichen Erbarmen und zu-

---

*) Charles de la Varenne: Les Autrichiens en Italie. pag. 54.

gleich aus weiser Sparsamkeit Ihre Landsleute, die so unglücklich sind, des Carbonarismus verdächtig zu sein, lieber durch Ohrfeigen entehren, durch Bastonnaden verkrüppeln, als Sie langer Kerkerhaft aussetzen. Sollte ich jemals das Glück haben, aus der Untersuchungshaft als ein freier Mann hervorzugehen, so werde ich es mir eine heilige Pflicht sein lassen, in einer eigenen Schrift die ganze Welt bekannt zu machen mit dem ausgezeichneten Commandanten des Spielberg, dem großmüthigen Herrn Manzotti!

Das wäre für mich wirklich ein sehr schmeichelhaftes Glück, mein lieber Graf. Doch ich fürchte, es kommt nicht dazu und Sie werden den Spielberg nicht sobald wieder verlassen, oder vielleicht nicht in einem Zustande, um schreiben zu können. Aber freilich, dies hängt ganz und gar von Ihnen ab. Ich habe Sie bisher mit Nachsicht und Milde behandelt, Sie haben nicht Einmal die Bastonnade erhalten, Sie tragen nur leichte Ketten, Sie sind noch nicht zu der unausstehlichen Plage der Einsamkeit verurtheilt, sondern ich habe Sie, so lange Sie hier sind, immer mit einigen Gleichgesinnten den Kerker theilen lassen, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde das auch ferner thun, vorausgesetzt, daß Sie mir ein wenig erzählen

von Dem, was Ihre Mitgefangenen Ihnen mittheilen.

Das heißt, Sie wollen mich zu Ihrem Spion und Aufpasser erwählen? fragte der Graf, indem eine glühende Röthe der Scham sich über sein Antlitz ergoß. Ich soll zum Verräther werden an meinen Leidensgenossen, soll zum Judas werden an meinen Landsleuten? Denken Sie besser von mir, mein Herr! Ich bin kein Carbonaro, aber niemals werde ich diejenigen verrathen, welche es sind, und welche mich mit ihrem Vertrauen beehrt haben.

Sie wollen mir also nicht sagen, was die Nummero Eins Ihnen gestern Alles in's Ohr geflüstert hat, als Sie mit ihm sich in die Ecke des Kerkers zurückgezogen hatten, während Nummero Drei und Vier sich damit belustigten zwei Mäuse abzurichten, die sich in den Kerker verirrt hatten?

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, ich weiß nicht was Sie mit Ihren Nummern bezeichnen. Ich war mit den Grafen Confalconi und Castiglione und dem alten Baron von Munari zusammen, und ich weiß nicht was Sie mit Ihren Nummern meinen.

Für mich sind die Gefangenen nur Nummern, mein lieber Graf Bartoni, und ich versichere Sie, daß

ich dieselbe Zärtlichkeit für Sie hege, wenn ich Sie Nr. 5 nenne, als wenn ich Ihnen die Titel gebe, die Sie früher in der Welt geführt. Aber kommen wir nicht von meiner Hauptsache ab, und kehren wir zu meiner Frage zurück. Sie wollen mir also nicht sagen, was Nummero Eins oder wenn Sie lieber wollen, der Graf Confalconi gestern Ihnen mit heimlichem Geflüster mitgetheilt hat? Bevor Sie antworten, bitte ich Sie, zu überlegen. Wenn Sie meine Frage verneinen, werde ich Nummero Eins die Bastonnade geben lassen und ihn auf einen Monat zum schwersten Kerker verurtheilen, zum Carcere durissimo, wie unsere lieben Landsleute sagen. Wissen Sie, was der Carcere durissimo auf dem Spielberg ist?

Ich werde es wissen, wenn Sie es mir gesagt haben, Herr Commandant vom Spielberg!

Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie zu belehren, lieber Graf. Hören Sie also, was das Strafgesetzbuch in seinem vierzehnten Paragraphen über den Carcere durissiimo sagt: „Der Verurtheilte wird in einen Kerker eingeschlossen, der ganz ohne alle Communication ist, der kein Licht und nur soviel Raum hat, als unumgänglich nothwendig ist um zu leben. Er wird fortgesetzt mit schweren Ketten an Händen

und Füßen belastet, und ausgenommen die Arbeitsstunden, beständig durch eine Kette gehalten, die an einen eisernen Ring, welcher seinen Leib umgiebt, befestigt ist. Seine einzige Nahrung besteht aus Wasser und Brot, außerdem alle zwei Tage eine warme Suppe, aber niemals erhält er Fleisch. Sein Bett ist eine hölzerne Pritsche, und es ist ihm verboten, irgend Jemand zu sehen, oder mit irgend Jemanden, wer es auch sei, jemals ein Wort zu sprechen.*) Nun, nachdem ich Ihnen diesen vierzehnten Paragraphen wortgetreu mitgetheilt habe, frage ich Sie zum dritten Male: wollen Sie mir sagen, was Nummero Eins mit Ihnen gestern geflüstert und zwar so leise geflüstert hat, daß der Kerkermeister, welcher an der Thür horchte, nicht ein Wort verstanden hat, und nur von seinem Observationsloch aus sehen konnte, daß Sie mit einander sprachen.

Mein Herr Commandant, ich versichere Sie, daß nur von Familienangelegenheiten die Rede war, daß der Graf von Confalconi mir keine andern Mittheilungen gemacht hat, als die eben ganz speciell nur die Interessen seines Herzens betrafen.

---

*) Varenne: pag. 55.

Ich möchte diese Interessen wohl kennen, ich bitte Sie eingedenk zu sein, daß Nummero Eins auf einen ganzen Monat in den Carcere durissimo wandert, wenn Sie mir die Antwort verweigern.

Nun, wohl denn, mein Herr, er erzählte mir von seinen beiden Töchtern, nach denen sein Vaterherz sich ewig sehnt, und die wieder zu sehen seine einzige Hoffnung ist, er sprach zu mir von seiner Gemahlin, welcher seine ganze Liebe, seine ganze Seele gehört, und er theilte mir seine Befürchtungen, seine traurigen Ahnungen mit in Bezug auf diese edle Frau, welche nun schon seit zehn Jahren die Leiden der Trennung, das Martyrium des Witwenthums trägt, während ihr Gatte doch lebt, und nicht durch den Willen Gottes, sondern durch die Härte der Menschen ihr entrissen ist. Die Gräfin Confalconi ist seit Jahren kränklich, die wenigen Briefe, welche er durch Sie von ihr erhalten hat, sprechen immer von ihrem zunehmenden Leiden, und da er seit acht Monaten gar keine Nachrichten mehr von ihr erhalten hat, fürchtet er das Schlimmste.

Nun, wegen des Schweigens dieser Dame brauchte der liebe, zärtliche Ehegemahl noch nicht anzunehmen, daß sie gestorben sei, rief Manzotti mit einem rauhen

Lachen. Es sind allerdings vor einigen Monaten zwei Mal Briefe von der Gräfin Confalconi aus Wien hierhergelangt, die für Nummero Eins bestimmt waren. Aber was wollen Sie! Ich habe die Pflicht, alle Briefe, welche die Gefangenen erhalten, erst ganz genau zu lesen und sorgsam zu prüfen, ob sie auch nichts Verfängliches enthalten, ob auch nicht sich aus ihnen irgend ein Einverständniß, eine geheime Verabredung heraus deuten läßt. Sie begreifen also, daß es für mich eine wahre Tortur ist, wenn meine Gefangenen viele Briefe erhalten, um so mehr, wenn diese Briefe in einem larmoyanten und zärtlichen Ton abgefaßt sind, wie die der Gräfin Confalconi. Ich habe also die letzten beiden Briefe der Dame gar nicht mehr gelesen, sondern sie an die oberste Behörde in Wien als unbestellbar zurückgeschickt, indem ich mich darauf bezogen habe, daß im vierzehnten Paragraphen des Strafgesetzbuches ausdrücklich verboten wird, daß der Gefangene des Carcere durissimo mit irgend Jemand sprechen und sich unterhalten dürfe. Wenn ich ihm aber einen Brief, der an ihn gerichtet ist, mittheile, so heißt doch das nichts Anderes, als ich erlaube ihm, sich durch die Vermittelung von Dinte, Feder und Papier, mit Jemandem zu unterhalten, und Jemanden

zu sich sprechen zu lassen. Ich darf deshalb getreu meiner Pflicht, durchaus keine Briefe an meine Gefangenen der Carcere durissimi gelangen lassen.

Aber die Grafen Confalconi und Castiglioni sind, gleich dem alten Munari, nicht Gefangene des Carcere durissimo, mein Herr Commandant. Beweis davon ist, daß sie seit drei Wochen in demselben Kerker vereinigt sind, und daß ich diesen Kerker mit ihnen theile.

Sie waren indessen noch im Carcere durissimo als jene Briefe anlangten. Seitdem freilich ist die Sonne der kaiserlichen Gnade über ihnen aufgeleuchtet und ich erhielt von Wien durch den Herrn Staatskanzler Fürsten Metternich den Befehl, die Gefangenschaft der Nummern Eins und Drei zu mildern, sie auf einige Monate aus dem Carcere durissimo zu entlassen und die Anwendung der Bastonnaden zu vermeiden. Ich habe es gethan, aber diese vorgezeichneten „einigen Monate“ sind jetzt abgelaufen, und es kommt nun lediglich auf das Betragen meiner Gefangenen, auf ihre Gehorsamkeit, ihre Fügsamkeit und Willfährigkeit an, ob sie noch ferner mit den härtern Strafen verschont bleiben können. Es hängt vor allen Dingen zum Theil von **Ihrem** Betragen ab,

mein lieber Compatriot. Wenn es Ihnen belieben sollte, mir jemals eine Antwort, eine Auskunft zu verweigern, oder sich nicht gutwillig in meine Anordnungen zu fügen, so werde ich, wie ich Ihnen schon vorhin bemerkte, dafür nicht Sie strafen, sondern einen der Herren Carbonari, und irgend einer von ihnen wird Ihre Widersetzlichkeiten entweder mit dem Carcere durissimo, mit dreitägigem Fasten, oder mit Bastonnade büßen müssen.

Aber das ist ein grausames und ungerechtes Verfahren, mein Herr, rief Bartoni. Mit welchem Anschein von Gesetzlichkeit wollen Sie eine solche Willkür nur einigermaßen entschuldigen?

Es fällt mir gar nicht ein, mir dafür einen Anschein von Gesetzlichkeit zur Entschuldigung zu suchen, sagte Manzotti lachelnd. Ein solches Verfahren wird mir durch die Nothwendigkeit geboten, und damit ist es schon gerechtfertigt. Uebrigens werde ich von Niemandem wegen desselben zur Rechenschaft gezogen, und bin nur meinem eigenen Gewissen, wenn Sie annehmen wollen, daß der Mensch durchaus im Besitz eines Gewissens ist, — dafür verantwortlich. Und nun, mein lieber Graf, noch eine letzte Frage! Sie beharren also dabei, sich für unschuldig zu er=

klären? Sie wollen durchaus behaupten ganz unbetheiligt gewesen zu sein bei der Verschwörung der carbonarischen Umtriebe in unserm lieben gemeinschaftlichen Vaterland, der bella Italia?

Wenn ich schuldig wäre, glauben Sie wohl, daß der berühmte Inquisitor Salvotti in Venedig nicht meine Schuld aus mir herausgepreßt haben würde?

Nun, vielleicht hat er doch nicht kräftig genug gepreßt, mein lieber Graf, vielleicht hat er nicht alle Hülfsmittel angewandt, die ihm zu Gebote standen. Hat er Ihnen zum Beispiel, wenn Sie eine ungenügende Antwort gaben, Ohrfeigen ertheilen lassen?

Mein Herr, rief der Graf mit aufwallender Zornesröthe auf den Wangen, wenn er das jemals gethan hätte, so —

So hätten Sie es dulden müssen, so gut wie Sie es von mir werden dulden müssen, wenn ich es für nöthig erachten sollte, Sie ohrfeigen zu lassen.

Herr Commandant, ich rathe Ihnen indessen Sich vor solcher Schandthat zu hüten, denn von jenem Moment an würde ich mein entehrtes Leben für nichts achten, und ich würde nur noch so lange leben wollen, bis ich Sie ermordet hätte!

Ach, ach, das sind die großen Phrasen, mit denen meine lieben, stolzen Gefangenen Alle so lang sich und

mich belustigt haben, bis es mir gelungen, ihren Stolz zu demüthigen. Die Grafen Confalconi und Castiglione und der alte Baron Munari sind in Ihren Augen doch höchst achtungsvolle Männer nicht wahr?

Ich bekenne, daß ich sie verehre und liebe, obwohl ich nicht zu dem Bunde der Carbonari gehört habe, dessen Mitglieder sie waren.

Nun, diese drei Herren haben mehr als einmal auf meinen Befehl beim Verhör Ohrfeigen erhalten,*) und wie Sie sehen, leben sie dennoch und denken gar nicht daran mich ermorden zu wollen. Aber ich wiederhole Ihnen, ich wende solche Mittel nur an während der Untersuchungshaft und um den Angeklagten zum Geständniß zu bringen. Hat er einmal gestanden, sich als schuldig bekannt und ist zu seiner gesetzlichen Strafe verurtheilt, so hören solche außergewöhnliche

---

*) Wenn einer der unglücklichen Angeklagten nicht antworten wollte oder in der That nichts zu antworten wußte, wenn Drohungen sich als fruchtlos erwiesen, ließ der kaiserliche Commissarius einen der Polizeisoldaten vortreten und befahl ihm, dem Angeklagten eine Ohrfeige zu geben, um ihm die Zunge zu lösen. Der Gefangene, dessen Hände durch Ketten zusammen gehalten waren, konnte sich natürlich nicht wehren, und den Schlag nicht vermeiden. Wenn ihm die Indignation gerechte Worte der Verachtung auspreßte, erhielt er auf's Neue Ohrfeigen und Schläge. Charles de la Varenne. pag. 156.

Strafmittel auf, oder werden doch nur in den allerdringendsten Fällen angewendet. Wenn Sie also einen gar zu großen Abscheu vor den Ohrfeigen haben, mein lieber Graf, so machen Sie endlich Ihrem hartnäckigen Leugnen ein Ende, bekennen Sie Sich für schuldig, gestehen Sie es ein, daß Sie ein thätiges Mitglied des Carbonaribundes waren. Ich sende dann sofort einen Courier mit der erfreulichen Nachricht unmittelbar an Se. Majestät den Kaiser nach Wien, und wenn Sie Glück haben, woran ich nicht zweifle, können Sie schon in einigen Wochen aus der quälenden Ungewißheit befreit sein, und Ihre Verurtheilung vom Kaiser bestätigt erhalten haben.

Ein außerordentliches Glück in der That; Sie werden es vielleicht kaum begreifen, daß ich auf dasselbe verzichte und durchaus dabei beharre, nicht schuldig zu sein. Ich habe mich früher niemals mit Politik beschäftigt, ich zog es vor, während mein verstorbener Bruder sein ganzes Leben der Politik widmete, in stiller Zurückgezogenheit auf unsern Gütern zu bleiben und mich ganz und gar der Bewirthschaftung derselben hinzugeben. Ich bin ein guter und tüchtiger Landmann, weiter nichts, und es wird Ihnen niemals gelingen, mich in einen politischen Character umzuwan-

deln. Alles was ich von der Politik weiß, habe ich erst während dieser zwei Jahre meiner Untersuchungshaft gelernt; bis dahin wußte ich nicht einmal etwas von dem Bestehen des Carbonaribundes, denn mein Bruder, der meinen politischen Indifferentismus kannte, hielt es nicht für zweckmäßig, mich in seine Geheimnisse einzuweihen, und mich Theil nehmen zu lassen an seinen Unternehmungen.

Aber, setzen wir einmal den Fall, mein lieber Graf, daß Ihr Bruder Ihnen seine Geheimnisse mitgetheilt, und Sie aufgefordert hätte, an seinen Unternehmungen Theil zu haben, würden Sie ihn dann bei den kaiserlichen Behörden denuncirt haben?

Ich würde in diesem Fall ohne Zweifel das gethan haben, was Sie selbst an meiner Stelle gethan haben würden, erwiderte der Graf lebhaft.

Der Commandant neigte wie zustimmend sein Haupt. Sehr weise und sehr vorsichtig geantwortet, in der That, sagte er. Nun denn, ich nehme an, daß Sie Sich bis jetzt durchaus nicht an den Verschwörungen unserer lieben Landsleute betheiligt haben, weil Sie dieselben für unsinnig hielten. Aber lassen Sie uns nun einmal eine Hypothese aufstellen. Wenn

Italien, anstatt von so vielen kleinen absoluten Regierungen abhängig zu sein, unter einer einzigen vereint würde, und wenn diese Regierung frei, unabhängig und repräsentativ wäre, würden Sie das den jetzigen Regierungen vorziehen?

Herr Commandant, sagte der Graf lächelnd, ich glaube nicht verpflichtet zu sein, auf hypothetische Fragen zu antworten.

Und warum wollten Sie das nicht, mein Lieber? Wenn Ihre Antwort Ihnen schaden könnte, würde ich Sie nicht drängen, aber Ihre Lage wird dadurch ja nicht im Mindesten verändert. Wir sprechen ja nur von Hypothesen. Also sagen Sie mir doch, würden Sie ein einiges, freies, repräsentatives Italien den jetzigen absoluten Kleinstaaten vorziehen?

Mein Herr Commandant, Sie sind selber Italiener, und Sie fragen mich so? Für einen Ehrenmann giebt es auf diese Frage nur Eine Antwort, und ich überlasse Ihnen zu beurtheilen, welches die meine sein müßte.

Ich verstehe und begreife Sie vollkommen, sagte Manzotti lebhaft, denn die Kleinstaaterei ist die Todeskrankheit Italiens. Aber wenn nun Italien eines Tages den Versuch machte, sich zu einer einheitlichen

Nation zu erheben, würden Sie alsdann die Waffen für Italien tragen?

Gewiß würde ich das, rief der Graf voll edeler Begeisterung, das Gesetz der höchsten Sittlichkeit würde es mir gebieten dies zu thun.

Sie würden die Waffen ergreifen für das nach Freiheit und Unabhängigkeit ringende Vaterland? fragte Manzotti lebhaft. Nicht wahr, das wäre es, was das Gesetz der höchsten Sittlichkeit Ihnen, wie Sie sagen, geböte?

Ja, mein Herr Commandant, das wäre es.

Manzotti brach in ein lautes Gelächter aus und seine kleinen blinzelnden Augen hefteten sich mit einem Ausdruck hämischer Schadenfreude auf das Angesicht des Grafen.

Ich danke Ihnen, mein lieber Landsmann, Graf Bartoni, sagte er, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie verschaffen mir den Ruhm, das zu Stande gebracht zu haben, was dem berühmten Salvotti nicht hat gelingen wollen. Er konnte Sie keiner Schuld überführen, mir aber ist es gelungen. Die letzten beiden Antworten, die Sie so gütig waren mir auf meine Fragen zu geben, sind mehr als genügend, um Sie als einen Hochverräther und Aufwiegler zu ver=

urtheilen. Ach, Sie gehörten nicht zu den Carbonari, Sie wiesen jede Gemeinschaft mit Ihnen ab, Sie sind durchaus kein politischer Character, und werden sich niemals dazu stempeln lassen. Aber Sie bekennen mit kindlicher Unbefangenheit, daß Ihnen ein einheitliches repräsentatives Italien lieber wäre, als diese vielen alsoluten italienischen Kleinstaaten, und daß Sie, falls Italien sich erheben sollte, um für seine Freiheit zu kämpfen, Sie treu dem Gesetze der höchsten Sittlichkeit, für das aufständische Italien die Waffen ergreifen würden. Das ist ein Geständniß, das Ihnen wenigstens zwanzig Jahre Carcere duro einbringt, wenn es Ihnen nicht zu der Wohlthat verhilft, ohne Weiteres gehangen zu werden.*)

Ich würde das Letztere allerdings vorziehen, sagte Graf Bartoni ruhig, denn ein schneller Tod wäre ohne Zweifel besser als zwanzig Jahre Kerkerhaft unter Ihrer Oberhoheit.

Sie werden gehangen, mein Lieber, Sie werden gehangen, wiederholte Manzotti triumphirend. Glauben Sie es mir, nach dem, was Sie heute gesprochen,

---

*) Varenne: pag. 53. Wörtlich aus den Verhören, welche die italienischen Gefangenen des Spielberg zu erdulden hatten.

wird der Kaiser Sie nicht mit zwanzig Jahren Carcere duro begnadigen. Sie weder aufgehangen, sicherlich und ohne Zweifel aufgehangen.

Nun denn, es sei, sagte der Graf ruhig. Da Sie es sagen, glaube ich Ihnen, denn Sie natürlich werden mein Ankläger und mein Richter sein.

Aber auch Ihr Vertheidiger, Herr Graf.

Ich wünschte dennoch mir einen anderen Vertheidiger wählen zu können, und ich fordere Sie auf mir dies zu gestatten!

Unmöglich, mein lieber Graf. Unsere Gesetze erlauben das nicht. Nach unserm österreichischen Strafgesetzbuch ist der Ankläger und Richter zugleich der Vertheidiger des Angeklagten. Es heißt darüber ausdrücklich im Strafgesetzbuch, Paragraph 337: „Da die Vertheidigung der Unschuld eine der heiligsten Berufspflichten des Criminalrichters ist, so kann der Angeklagte weder fordern, daß man ihm außerdem noch einen Advocaten oder Vertheidiger bewillige, noch daß man ihm die Indicien, die zu seiner Belastung geführt, mittheile." *) Sie sehen, wie ungeheuer

*) Varenne: pag. 53. Wörtlich aus den Verhören, welche die italienischen Gefangenen des Spielberg zu erdulden hatten.

großmüthig und milde ich mit Ihnen verfahre, ich habe Ihnen die Indicien mitgetheilt. Das ist aber auch Alles, was ich für Sie thun kann, ohne selber parteiisch zu erscheinen. Jetzt, mein Herr Graf, sind wir fertig. In acht Tagen tritt der Gerichtshof zusammen, um über Sie das Urtheil zu fällen; ich werde, wie es meine Pflicht ist, Sie als Hochverräther anklagen, ich werde auf meinen Amtseid beschwören, daß Sie jene hochverrätherischen Absichten gegen mich geäußert, ich werde darauf antragen Sie mit dem Tode zu bestrafen, aber alsdann werde ich auch meiner heiligen Pflicht genügen, und werde Sie vertheidigen. Kein Wort mehr, mein Herr, kein Wort mehr! Wir haben mit einander abgeschlossen und Alles was gesagt werden mußte, ist gesagt worden.

Er winkte mit einer gebieterischen Handbewegung nach der Thür hin, und wandte dann sein stolzes finsteres Angesicht den beiden Soldaten zu.

Führt den Gefangenen fort, herrschte er ihnen zu, nach dem Gefängniß Nummero zehn zurück. Fort!

Graf Bartoni machte nicht den geringsten Versuch des Widerstandes. Ein einziger langer Blick

voll flammender Verachtung traf das Antlitz des hohnlächelnden Commandanten, dann wandte er sich langsam um, und verließ in der Mitte der beiden Soldaten das Gemach.

VI.

Die Gefangenen.

Manzotti blickte dem Grafen Bartoni, hinter dem sich eben die Thür schloß, mit einem Ausdruck triumphirenden Hohnes nach.

Wieder ein Sprosser, der in's Netz gegangen ist, sagte er lachend. Ist heute noch stolz und dünkt sich einen Märtyrer der Freiheit, wird aber schon noch gebändigt werden und dahin kommen, sein Märtyrerthum von ganzem Herzen zu verwünschen. Habe wieder ein gutes Geschäft gemacht, wie mir scheint. Erstens, weil mir gelungen ist, was Salvotti vergeblich versucht hat, weil ich diesen widerspänstigen Bartoni endlich zu einem Schuldigen gemacht habe und auf Todesstrafe für ihn antragen kann. Das wird mir bei Sr. Majestät dem Kaiser zum Lobe gereichen

und er wird sicherlich meinen Eifer durch einen Orden oder eine Rangerhöhung anerkennen. Denn er liebt es sehr, der liebe gute Kaiser, wenn man ihm recht viele Hochverräther einbringt und ihm das liebe gehetzte, Menschenwild zum Schusse stellt. Er schießt nicht aber es macht ihm Freude, erst recht lange zu zielen und die Todesangst der lebendigen Zielscheibe zu beobachten. Ist ein gar so gutmüthiger Herr, der Kaiser Franz, ja, ja, gar so gutmüthig. Kenn' ihn ganz genau, hab' ihn beobachtet, wenn ich ihm Todesurtheile zur Unterschrift brachte, sah, wie sein Auge aufblitzte und wie rasch die Hand war, wenn er unterzeichnete, sah, wie finster sich seine Stirn bewölkte, wenn er seinen Räthen nachgeben und begnadigen mußte.

Begnadigen! wiederholte Manzotti mit einem lauten Lachen, indem er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab ging. Begnadigen! Eine schöne Begnadigung das! Zwanzig Jahre strenger Einkerkerung statt des Todes! Das ist die Art, wie der Kaiser Franz begnadigt. Nun, ich bin zufrieden damit, denn wenn das noch eine Zeit lang so fort geht, werde ich dabei zum reichen Manne. Will doch einmal sehen, wie viel ich zum Beispiel an diesem Grafen Bartoni verdiene, wenn er zu zwanzig Jahren

harten Kerkers verurtheilt wird. Habe ja nur nöthig, meine geheimen Rechnungen nachzusehen.

Er trat zu seinem Schreibtisch, zog hastig eine der Chatoullen heraus und drückte dann in dem leeren Raum an einer seitwärts angebrachten Feder. Sofort öffnete sich die Seitenwand und ein tiefer dunkler Raum ward sichtbar. Manzotti senkte die Hand in denselben und holte ein kleines Bündel Papiere daraus hervor.

Da, ich habe gleich die richtigen Papiere gegriffen, sagte er vergnügt. Die Rechnungen des Grafen Confalconi. Dieselbe Kategorie wie Graf Bartoni. Seine Güter werden natürlich auch eingezogen und fallen dem Staate zu. Dafür zahlt der Staat mir täglich für seinen Unterhalt, für Kleidung, Kost und alles Uebrige drei Gulden, wohl gemerkt, für diejenigen Gefangenen, die nur im Allgemeinen zum harten Kerker verurtheilt sind, demgemäß zweimal in jeder Woche Fleisch und täglich warme Speisen erhalten. Im Allgemeinen wird aber jeder Verurtheilte nur zum Kerker zweiten Grades verurtheilt, und es bleibt dann dem Gutachten des Festungs-Commandanten überlassen, von Zeit zu Zeit, je nach seinem Dafürhalten, die Strafe zu verschärfen und den Kerker dritten Grades

anzuwenden. Dieser liebe Carcere durissimo ist mein Freund, denn er verringert die Ausgaben bedeutend, da der Gefangene weder Fleisch noch täglich warme Speisen erhält und doch die Einnahmen dieselben bleiben. Nach meinem Dafürhalten haben die Gefangenen also sammt und sonders sehr häufig den Carcere durissimo verdient und müssen wenigstens einmal im Jahre auf einige Wochen dazu verurtheilt werden, denn jede Woche bringt mir einen Gewinn von ungefähr funfzehn Gulden. Der liebe Graf Confalconi, den ich jetzt funfzehn Jahre in meiner Obhut halte, hat mir auf diese Weise einen schönen Gewinn gebracht. Wollen doch einmal sehen, wie viel. Ist leicht zu sehen, da ich erst kürzlich General-Abschluß meiner geheimen Bücher gemacht habe. Hier, hier steht's. Jährliche Durchschnittssumme des Gewinnes an Nummero Eins: siebenhundertundfunfzig Gulden, beträgt in funfzehn Jahren im Ganzen elftausendzweihundertundfunfzig Gulden. Dasselbe habe ich an Castiglioni und Munari verdient und dasselbe werde ich an Bartoni verdienen. Ah, ich werde zuletzt mein Ziel erlangen, ich werde ein reicher Mann werden, und wenn ich es bin, dann will ich auch ein unabhängiger Mann werden. Wenn ich reich bin, dann will ich diese Maske

der Unterthänigkeit abwerfen, die ich jetzt noch den Mächtigen und Großen gegenüber vor mein Antlitz legen muß, dann soll Jedermann mein wahres Gesicht sehen können, und der ganzen Menschheit will ich es entgegenschreien: ich verachte Euch, ich hasse Euch! Ihr seid eine erbärmliche Race von Raubthieren, von denen Einer den Andern verfolgt und zu Tode hetzt, und der, je nachdem er stärker oder schwächer ist, von ihm zu Tode gehetzt wird. Euere Tugend, Euere Moral, Euere Religion und Euer Gesetz, das Alles sind nur Popanze, mit denen Ihr die Dummen und die Feigen schreckt. Mich aber schreckt Ihr nicht, mich nicht! Ich habe hinter alle Eure Masken gesehen und überall nur den Eigennutz und die grausamste Selbstsucht gefunden. Ja, ja, das will ich ihnen Allen entgegenschreien, den erbärmlichen heuchlerischen Menschen, und dann will ich mich zurückziehen nach dem glücklichen freien Amerika, und da will ich mir Land kaufen und Sklaven, oh, recht viele Sklaven, die ich züchtigen, die ich strafen kann nach meinem Belieben, die mein freies Eigenthum sind, mit dem ich schalten und walten kann, wie's mir gefällt. Ha, was giebt's? Was bringst Du, Ferenz?

Der Diener, dessen mehrmaliges Klopfen Manzotti,

ganz vertieft in seine Zukunftsträume, überhört, und der es daher gewagt hatte, ungerufen einzutreten, näherte sich dem Commandanten und reichte ihm auf silbernem Teller ein versiegeltes Papier dar.

Ew. Gnaden, ein Courier aus Wien ist soeben angelangt, Depeschen aus dem kaiserlichen Cabinet.

Manzotti nahm mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung, als begrüße er in der Depesche aus dem kaiserlichen Cabinet das Haupt und die Gegenwart seines Kaisers selber, den großformatigen Brief von dem Teller; aber bevor er das Siegel desselben erbrach, zog er zum Zeichen tiefster Unterthänigkeit erst die goldgestickte Sammetmütze ab, mit welcher er seinen nur von wenigen grauen Haaren umgebenen kahlen Scheitel bedeckt hatte. Dann schlug er hastig das Papier auseinander und begann dessen Inhalt zu lesen. Seine Züge, welche anfangs ernst und fast ängstlich gewesen waren, als fürchte er für sich selber irgend eine schlimme und beunruhigende Nachricht, seine Züge nahmen allgemach einen heitern, sorglosen Ausdruck an und verklärten sich zuletzt mit einem schadenfrohen Lächeln.

Allerliebst, sagte er leise vor sich hin, indem er das Papier wieder zusammenfaltete und es auf seinen

Schreibtisch legte, allerliebst! Se. Majestät ertheilt mir da einen Auftrag, den ich mit der größten Freude ausführen werde, denn es ist nichts ergötzlicher, als diesen stolzen Gefangenen, die sich gern die Märtyrer der Freiheit nennen, zuweilen einen neuen Dorn in ihr aufrührerisches Fleisch zu bohren und zuzuschauen, wie sie sich bemühen, den Schmerz mit ihrer sogenannten Würde zu überwinden. Aber bevor ich mir dieses Vergnügen heute bereite, muß ich erst meinen Bericht an Seine Majestät schreiben. Ferenz, was für ein Mensch ist der Courier, welcher die Depesche überbracht hat?

Ein gewöhnlicher Feldjäger, Ew. Gnaden.

Man soll ihn indessen behandeln, als wäre er ein kaiserlicher Officier. Führe ihn in das Gastzimmer, Ferenz, befiehl dem Koch, ihm ein reichliches und feines Dejeuner zu bereiten und bediene Du ihn, als wäre er ein Mann von hohem Rang und Ansehen. Sage ihm, ich ließe ihn bitten, es sich wohl sein zu lassen, und sobald ich meinen Bericht an Se. Majestät den Kaiser vollendet hätte, würde ich selber kommen, ihm denselben zu überbringen.

Ferenz eilte von dannen, die Befehle seines Herrn zu vollführen, und der Commandant ließ sich vor

seinem Schreibtisch nieder, um sofort seinen Bericht an den Kaiser zu beginnen und ihm zu melden, daß er den Grafen Bartoni endlich des Verbrechens des Hochverraths überführt habe.

Der Graf Bartoni war indessen, wie es der Commandant befohlen, von den Soldaten wieder nach dem Gefängniß Numero zehn zurückgeführt worden.

Dieses Gefängniß bildete gewissermaßen den Vorsaal zu den inneren Gemächern, das Versammlungszimmer Derer, welche dieses Haus der Qual, des Jammers und der Leiden bewohnten, aber denen ihr Geschick wenigstens erlaubte, zuweilen eine kurze Stunde an jedem Tage die grauenvolle Einsamkeit ihres düstern Kerkers zu verlassen und hier einem Freund, einem Genossen des Leidens zu begegnen.

Jetzt indessen, als Graf Bartoni eintrat oder vielmehr von dem Schließer mit dem rasselnden Schlüsselbund hereingeführt ward, war das Gefängniß noch einsam und leer. Die drei eisernen Thüren, welche der Eingangsthür gegenüber sich in der schwarzen, düstern Mauer befanden, waren noch verschlossen, und ödes Schweigen herrschte in dem kahlen, melancholischen Raum.

Graf Bartoni seufzte tief auf und blickte mit einem

schmerzlichen Erstaunen auf die drei leeren Holzschemel, welche sich in der Mitte des Raumes befanden, dann wandte er seine Augen auf den Schließer hin, der eben damit beschäftigt war, die Thür, durch welche sie eingetreten waren, zu verschließen.

Werden die Herren heute nicht hierher geführt? fragte er lebhaft.

Der Schließer schien seine Frage nicht gehört zu haben und gab nicht mit dem kleinsten Zeichen Antwort auf die angstvollen Worte. Aber glücklicher Weise lag in seinem Thun selbst diese Antwort für den Grafen.

Ah, sagte er leise zu sich selber, er will eben hingehen, sie zu holen, und sie werden wohl bald hier eintreten.

Und bei diesem Gedanken flog ein glückliches Lächeln über Bartoni's bleiches Angesicht, und seine großen schwarzen Augen leuchteten höher auf.

Er ließ sich langsam auf einen der Holzschemel niedergleiten, und während der Schließer zu den Thüren hinging, um sie mit seinen rasselnden Schlüsseln eine nach der andern zu öffnen, schweiften seine Blicke mit einem eigenthümlichen, forschenden und neugierigen Ausdruck an den kahlen düstern Wänden hin.

Hier also, sagte er leise zu sich selber, hier wird sich fortan mein Leben abspinnen, dieser finstere Raum wird meine Welt sein, eine Welt ohne Zukunft, ohne Hoffnung, ohne Sonnenschein und Licht. Dieser finstere Raum, das ist meine Hölle, über welcher jene furchtbaren Worte unsers großen Dichters geschrieben stehen: voi che entrate lasciate ogni speranza!

Er senkte sein Haupt tiefer auf seine Brust und gab sich den trüben, unheilvollen Gedanken hin, welche wie schwarze Trauerschleier sich schwer und immer schwerer über seine Stirn niedersenkten.

Der Schließer, welcher indeß die drei Thüren aufgeschlossen hatte, riß jetzt die erste derselben weit auf und trat in den finstern Corridor ein, der sich hinter der Thür befand und der nur von dem trüben Schimmer des Lichtes erhellt ward, das aus dem größeren Raum da hinein glitt.

Numero Eins, schrie der Schließer, während er langsam in der Dunkelheit verschwand, Numero Eins, ich komme! Wacht Ihr?

Und aus weiter Ferne antwortete eine dumpfe Stimme, die aus der Tiefe der Erde hervorzukommen schien: Ich wache!

Der Ton dieser Stimme erweckte Bartoni aus

seinem traurigen Hingrübeln. Ein leises Zittern durchfuhr seine ganze Gestalt und er hob das gesenkte Haupt wieder empor. Er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die sich entfernenden Schritte des Schließers und schien dieselben zu zählen, um danach die Entfernung zu bemessen.

Zwanzig Schritte, murmelte er dann, auch ich werde jetzt in eine dieser unterirdischen Höhlen verbannt werden, auch ich werde wie ein wildes Thier an der Kette liegen und warten, bis der Schließer mich auf eine halbe Stunde aus der Nacht und der einsamen Hölle erlösen wird, um mich in diesem Paradiese aufathmen zu lassen.

Seine Blicke schweiften mit einem traurigen Ausdruck wieder an den kahlen Wänden hin, auf denen die zitternden Hände der Gefangenen seit vielen Jahren ihre Leiden und ihren Jammer aufgezeichnet hatten. Freilich bestanden diese Aufzeichnungen nur in einzelnen kurzen Sentenzen und Ausrufungen, die man mit Kreide auf die Wand gemalt, aber sie enthielten doch eine ganze thränenreiche Geschichte des Leidens, eine Geschichte, die über mehr denn funfzig Jahre hinaus reichte, und die jedesmal das Herz derjenigen, welche sie von den Wänden ablasen, mit ahnungsvollem

Grauen und bleicher Angst vor ihrer eigenen Zukunft erfüllten. Herr Manzotti wußte das, er begriff, daß diese trüben verzweiflungsvollen Inschriften ihrer Vorgänger jedesmal eine unheilvolle, herzerschütternde Wirkung auf deren Nachfolger der Gefängnißqual ausüben mußten, und deshalb hatte er strengen Befehl gegeben, den Gefangenen diese Erleichterung zu gestatten, ihren Herzensjammer auf den Wänden aussprechen zu können, und deshalb ließ er diese Aufzeichnungen niemals von den Wänden entfernen, sondern gestattete den Gefangenen, in diesem Album des Jammers zu lesen und aus den Schmerzensschreien der Vergangenheit sich die Qual ihrer eigenen Zukunft zu prophezeien.

Und das that in diesem Augenblick der Graf Bartoni. Er las mit trüben Blicken die düstern Annalen der Leiden, er verfolgte an der Wand da drüben die Aufzeichnungen eines früheren Gefangenen, dessen Handschrift er unter der Masse der andern Handschriften an ihrer Eigenthümlichkeit herausfinden konnte. Wie stark und fest war diese Handschrift bei den ersten Aufzeichnungen, wie viel Hoffnung, Muth und Vertrauen sprach aus den Worten, welche jene kräftige, männliche Hand zuerst geschrieben, und denen sie das Datum und die Jahreszahl hinzugefügt. Aber ach,

da waren am Ende jener Wand Worte von derselben Handschrift, doch wie zitternd, wie kraftlos und zerbrochen zeigte sich jetzt diese Hand, welche trübe und muthlose Worte hatte sie geschrieben, mit welcher schrecklichen Beredsamkeit sprach nicht das hinzugefügte Datum, das zwischen der ersten und dieser letzten Inschrift den langen Zeitraum von funfzehn Jahren bezeichnete.

Und das wird auch mein Loos sein, seufzte Bartoni, indem er seine trüben Blicke an diesen beiden Inschriften herüber und hinüber schweifen ließ. Funfzehn Jahre der Qual, der Demüthigung und Erniedrigung werden auch mich in einen schwachen, zitternden Greis verwandeln, werden meinem Herzen die Hoffnung, meinem Geist die Energie rauben und als ein gebrochenes, charakterloses Geschöpf werde ich dereinst aus diesen düstern Mauern wieder hervorgehen, wenn überhaupt ich sie lebend wieder verlasse. Aber still, still! Ich höre Schritte sich nähern. Es ist der Graf Confalconi, welcher kommt. Er soll auf meinem Antlitz nicht die Qual meiner Seele lesen müssen.

Der Graf zwang sich zu einer heitern und lächelnden Miene und erhob sich von dem hölzernen Schemel, um dem Gefangenen entgegen zu gehen, der eben von

dem Schließer geleitet aus der Dunkelheit des Corridors hervortrat.

Bartoni begrüßte ihn mit einer tiefen ehrfurchtsvollen Verneigung, aber Graf Confalconi erwiederte dieselbe nicht. Seine von der undurchdringlichen Nacht des unterirdischen Kerkers geblendeten Augen vermochten noch nicht die Helle, in welche sie jetzt plötzlich eintraten, zu ertragen, obwohl diese Helle nur durch ein an dem obersten Ende der Wand angebrachtes vergittertes Fenster zweifelhaft und trübe genug in das Gemach sich niedersenkte.

Ist Jemand hier? fragte der Gefangene, indem er seine mit Ketten belasteten Hände mühsam bis zu seinem Haupt erhob und über seine schmerzenden Augen deckte.

Ja, ich bin hier und ich begrüße Sie mit Ehrfurcht und Liebe, Graf Confalconi, sagte der Graf mit innigem, zärtlichem Ton.

Ah, Bartoni, willkommen, mein theurer, junger Freund, erwiederte der Gefangene, oder vielmehr, fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, ich sollte sagen, wehe Ihnen, daß ich Sie hier noch willkommen heißen muß. Oh, mein armer Freund, mit jedem Tage hoffe ich, daß es der letzte Ihrer Qual ist, daß Sie uns

endlich verlassen werden, um in das Leben, in die Welt zurückzukehren, und obwohl es ein Schmerz sein wird, Sie entbehren zu müssen, so wäre es doch ein süßer Trost, Sie endlich wieder im Besitz der Freiheit, des Lebens zu wissen.

Bartoni erwiederte nichts auf diese herzlichen, innigen Worte des Grafen, er unterdrückte nur mühsam den Seufzer, der sich aus seiner Brust hervordrängte, und seine Augen schweiften wieder hinüber zu den Inschriften an der Wand.

Der Schließer hatte indessen die beiden anderen Thüren aufgestoßen, und nachdem er mit seiner harten, rauhen Stimme denselben Ruf in den weiten düstern Corridor hatte ertönen lassen, trat er in denselben hinein, um den zweiten Gefangenen aus seinem Kerker hervorzuholen.

Graf Confalconi ließ jetzt seine Hände wieder von seinem Antlitz gleiten und seine Augen wandten sich auf Bartoni, der immer noch die Inschriften zu lesen schien.

Freund, sagte er, jetzt sehe ich Sie. Meine Augen, welche sich an das Licht gewöhnt haben, begrüßen Sie mit Freuden. Sie antworten mir nicht, Bartoni? Wir sind allein, und dennoch bleiben Sie stumm?

Ich rede nicht, weil mein Herz zu viel zu sagen hat, erwiederte Bartoni sanft. Warten Sie, Freund, gönnen Sie mir nur ein wenig Geduld und Nachsicht. Lassen Sie mich stumm bleiben, bis unsere beiden andern Märtyrer hier sind, alsdann wird mein Herz zu Euch Allen reden und Gott wird mich hören.

Sie glauben also, daß Gott vernimmt, was hier in der Tiefe der Hölle gesprochen wird? fragte Confalconi achselzuckend. Oh, welch ein grausamer, mitleidloser Gott müßte das sein, der solchen Jammer vernehmen könnte, ohne ihn zu lindern, ohne Mitleid mit ihm zu haben! Freilich, in den ersten Jahren meiner Gefangenschaft dachte ich wie Sie, und meine Gebete richteten sich empor zu Gott, von dem ich glaubte, daß er, allgegenwärtig, auch in die Tiefe dieser Höhlen hinabsteigen könne. Aber seitdem ist dieser Glaube von mir gewichen, ich bete nicht mehr.

Und Du thust Unrecht daran, sagte der Greis, welcher eben aus dem zweiten Corridor in das Gefängniß eingetreten war und die letzten Worte des Grafen Confalconi vernommen hatte. Ich wiederhole es Dir, Confalconi, Du thust Unrecht daran, nicht mehr zu beten und an Gott zu verzweifeln.

Munari, der edle Märtyrer Munari, rief Bartoni,

indem er sich ehrfurchtsvoll verneigte. Gesegnet sei Ihr Eintreten und Ihr trostreiches Wort.

Ich danke Ihnen, Bartoni, ich danke Ihnen, sagte der Greis mit einem freundlichen Neigen seines Hauptes. Kommen Sie her zu mir, Freund, reichen Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich zu einem der Schemel. Meine Füße sind des Gehens ungewohnt, und dieser lange Weg, diese zwanzig Schritte von meinem Kerker bis hierher sind eine Anstrengung, welche meine Kräfte übersteigt.

Bartoni eilte zu ihm hin und reichte dem Greise seinen Arm, daß er sich auf denselben lehne und sich von ihm sorgsam zu dem hölzernen Schemel in der Mitte des Gemaches führen lasse.

Der Greis nahm tiefaufathmend auf demselben Platz und wandte dann seine Augen auf Confalconi hin, der düster und trotzig auf die Wand hinstarrte.

Und Du sagst mir nichts, mein Neffe? fragte er sanft, kein Wort der Begrüßung für Deinen alten Oheim?

Wenn ich Dich ansehe erstickt der Zorn mir das Wort auf der Lippe, murmelte der Graf mit dumpfer zitternder Stimme. Wenn ich Deine liebe baarhäuptige Gestalt sehe, möchte ich aufschreien vor Wuth, und

Flüche und Verwünschungen drängen sich aus meinem Herzen hervor. Oh, mein Oheim, Dein kahler Schädel ist mir jeden Tag eine neue, eine furchtbare Anklage gegen Diejenigen, welche Dich martern und quälen, und an denen ich Dich nicht einmal zu rächen vermag.

Still, mein Sohn, still, sagte der Greis sanft. Laß uns in Geduld tragen, was ertragen werden muß. Denke auch nicht, daß ich leide. Es ist wahr, mein alter Schädel will sich durchaus nicht an die kalte, nasse Luft meines Kerkers gewöhnen, und es scheint mir zuweilen, daß meine Gedanken, seitdem meine alte Kopfbedeckung von demselben abgefallen ist, in meinem Gehirn einfrieren und zu Eis erstarren, aber die Sonne der göttlichen Gnade thaut sie immer wieder auf und erwärmt immer auf's Neue mein Gehirn mit dem Strahl der Hoffnung. Doch seht, da kommt unser Leidensgenosse. Ich grüße Dich, Castiglioni, und meine alten Hände würden sich Dir entgegenstrecken, wenn die Ketten sie nicht bänden.

Der Gefangene, der soeben aus dem dritten Corridor in das Gemach eintrat, neigte mit einem sanften Lächeln sein Haupt und grüßte Munari mit einem langen innigen Liebesblick.

Ich erwiedere Deinen Gruß, Munari, sagte er mit

lauter Stimme, meine Seele und mein Herz neigt sich vor Dir, edelster und größter der Dulder.

Eine Stunde zum Auf- und Niedergehen und zur gemeinschaftlichen Unterhaltung, schrie der Schließer, indem er das Gefängniß durchschritt und sich der Ausgangsthür näherte. In einer Stunde komme ich herein, um die Gefangenen wieder an die Ketten zu legen.

Und während dieser Stunde werdet Ihr an der Kette liegen, sagte Castiglioni lachend. Während dieser Stunde wird Euer Ohr an das Schlüsselloch dieses Gefängnisses angeheftet sein und Ihr werdet jedes laute Wort aufschnappen, wie der Kettenhund nach dem Knochen schnappt, den man ihm hinwirft.

Der Schließer, welcher eben die Außenthür geöffnet hatte, blickte noch einmal zurück, und sein düsterer giftiger Blick traf das Antlitz des kühnen Sprechers:

Wenn es der Numero Drei nach dem Carcere durissimo gelüstet, so werde ich es dem Herrn Commandanten vermelden und er wird sein Gelüste erfüllen, sagte er mit einem hämischen Lächeln; dann trat er hinaus und ließ mit donnerndem Geräusch die Thür hinter sich in's Schloß fallen.

Warum reizest Du den bösen Gesellen, Castiglioni?

fragte der Greis. Er wird es Dich entgelten lassen, denn er hat die Macht dazu.

Aber ich lasse ihn dafür auch meinen Aerger entgelten, sagte Castiglioni lächelnd. Er soll nicht von uns sprechen, wie von wilden Thieren, die man an die Kette legt.

Warum soll er nicht das aussprechen, was er doch thut? sagte der Greis achselzuckend. Er legt uns an die Kette und wir sind in seinen Augen nichts besseres als wilde Raubthiere, die er möglichst viel peinigen muß, um sie zahm zu machen. Aber genug davon. Wir sind jetzt allein, meine Freunde, allein mit Gott und unsern Erinnerungen. Laßt uns also zuerst den Gruß des Bundes einander zurufen: gegrüßt seiest du, Land der zukünftigen Freiheit, gesegnet seiest du, Italia!

Gegrüßt seiest du, Land der zukünftigen Freiheit, gesegnet seiest du, Italia, wiederholten die Andern, indem sie ihre Blicke mit frommem, begeistertem Ausdruck zum Himmel erhoben.

Selig Diejenigen, welche für das Vaterland kämpfen können, fuhr Munari fort, selig auch Diejenigen, welche für dasselbe leiden müssen. Wir Drei sind verurtheilt zu leiden, hoffen wir, daß der vierte von uns, daß Bartoni erlöst wird, um zu kämpfen.

Hoffet, meine Freunde, daß Bartoni von Euch lernen wird, gleich Euch Dreien ein Märtyrer für das Vaterland zu sein, sagte der Graf mit ernster, feierlicher Stimme.

Dann schritt er zu dem Tisch hin, nahm von demselben das Stück schwarzer Kohle, welches dort lag, und trat an die dem Fenster gegenüberliegende Wand, zu der er mühsam seine beiden mit den Ketten belasteten Hände erhob.

Was wollt Ihr thun, Bartoni? fragte der alte Munari erstaunt.

Ich will mein Urtheil aufzeichnen, erwiederte der Graf ruhig. Leset, meine Freunde, leset!

Und die mit Ketten beschwerte Hand zeichnete langsam große schwarze Buchstaben wie auf einem Grabstein an die Wand.

Die Blicke der drei Gefangenen waren auf die Hand Bartoni's gerichtet und folgten jedem Buchstaben, den er schrieb, mit gespannter Aufmerksamkeit. Jetzt, als er geendet, tönte ein Schrei der Ueberraschung und des Schmerzes zugleich von den Lippen der Grafen Castiglioni und Confalconi.

Meine alten Augen sind trübe und vermögen die Schrift nicht mehr zu lesen, sagte der Greis traurig.

Was hat Graf Bartoni geschrieben? Lies es mir vor, Confalconi.

Dieser las mit lauter Stimme: Cesare Bartoni, zum Strange verurtheilt, zu zwanzig Jahren harten Kerkers begnadigt, weil er sein Vaterland liebte und für dessen Freiheit kämpfen wollte. Geschrieben im Februar des Jahres 1835.

Was bedeuten diese Worte, Graf Bartoni? fragte Munari traurig.

Bartoni schritt zu ihm hin und beugte ehrfurchtsvoll vor dem Greise seine Kniee. Edler Greis, sagte er tiefbewegt, legen Sie Ihre Hand auf mein Haupt und ertheilen Sie mir Ihren Segen. Die Glorie des Märtyrerthums leuchtet von Ihrer Stirn und umgiebt sie wie mit einem Heiligenschein. Segnen Sie mich, mein Vater, segnen Sie mich, denn auch mich erwartet das Martyrium. Die Zeit des Leugnens, des Sträubens ist vorüber, und ich danke Gott dafür, und ich nehme freudig und willig mein Geschick an: der Genosse Eurer Leiden zu sein. Die geheimen und großen Häupter des Carbonaribundes hatten mir befohlen, so lange es die Ehre erlaubte, meine Theilnahme an dem Bunde abzuleugnen, um in mir vielleicht dem Bunde einen tapfern und unverzagten

Streiter zu erhalten, um den Brüdern, welche man verfolgte, bei mir eine Zuflucht offen zu erhalten. Ich habe gethan, was ich vermochte, um den Willen unserer Obern zu erfüllen, ich habe alle Qualen und Torturen der grausamen Inquisitoren muthig und freudig ertragen und bin standhaft gewesen im Leugnen und Lügen. Aber heute verbot es mir die Ehre zu leugnen. Manzotti legte mir eine Frage vor, die ich nach meiner Ehre und meinem Gewissen der Wahrheit gemäß beantworten mußte, wenn ich nicht mich selber verachten wollte. Denn nicht wahr, mein edler Märtyrer der Freiheit, nicht wahr, man darf die Mutter, welche uns geboren, man darf sie niemals verleugnen?

Nein, man darf sie niemals verleugnen, sagte Munari feierlich.

Ich habe also nur gehandelt, wie es einem getreuen Sohne geziemt, ich habe unsere große, unsere schmerzensreiche Mutter Italia nicht verleugnet, sondern ich habe mich zu ihr bekannt mit meiner Liebe und der Kraft meines Armes. Manzotti hat mir triumphirend gesagt, daß ich jetzt ein überführter Hochverräther sei, daß ich zum Galgen verurtheilt und wahrscheinlich zu zwanzig Jahren Festung begnadigt

werden würde. Gebt mir also Euren Segen, heiliger Märtyrer, heißt mich willkommen, meine edlen Brüder des Leidens.

Der edle Munari legte mit einer langsamen feierlichen Bewegung seine beiden Hände auf das Haupt des Knieenden.

Im Namen des Vaterlandes, im Namen der Freiheit und Unabhängigkeit Italia's segne ich Dich, ihren standhaften und getreuen Sohn. Hebe Dein Haupt empor zu Gott und danke ihm, daß er Dich der Ehre würdig hält, für das in Ketten geschmiedete Vaterland die Ketten zu tragen, und zu leiden, was das Vaterland leidet.

Ich danke Gott, daß er mich begnadigt, für das Vaterland zu leiden, rief Graf Bartoni begeistert. Für das Vaterland sein Blut zu vergießen, ist köstlicher Ruhm, für das Vaterland Gefangenschaft und Schmach erdulden, heißt sich die Krone des Lebens verdienen. Ich sehe sie von Eurer Stirne leuchten, Ihr heiligen Märtyrer, helft mir, daß auch ich mich ihrer würdig mache.

Der Greis neigte sich zu ihm nieder und küßte seine Stirn. Mit diesem Kusse segne ich Dich im Namen des Vaterlandes, sagte er. Erhebe Dich jetzt

von Deinen Knieen, mein Sohn, und begrüße Deine Brüder.

Graf Bartoni stand auf. Die beiden Grafen schritten zu ihm hin und drückten ihn an ihr Herz und preßten Jeder einen langen innigen Kuß auf seine Lippen.

Sei willkommen, Bruder, sagten sie, willkommen im Kerker und der Gefängnißqual. Das Schicksal hat uns dazu auserfehen, für das Vaterland zu leiden und zu dulden. Tragen wir unser Leiden mit Standhaftigkeit, seien wir freudig im Dulden, denn im freudigen Dulden bewährt sich der Mann.

Ja, rief der alte Munari begeistert, seien wir freudig im Dulden, hoffen wir auf die Zukunft. Aus dem Blute unserer Märtyrer, welche für das Vaterland gestorben sind, wird die köstliche Blüthe der Freiheit emporwachsen, die Thränen, die wir vergießen, die Seufzer, die aus unsern Kerkern emporsteigen, sie werden dieser Blüthe der Thau sein, der sie tränkt, der Wind, der sie erfrischt. Freuet Euch, Ihr Söhne Italiens, die Stunde der Erlösung wird kommen für Euch, wie für das Vaterland. Der Tag der Freiheit, er wird aufleuchten über Italien, und die Tyrannei der Despoten wird es sein, welche sein Aufstrahlen

beschleunigt. Fluchet also nicht Denen, welche Italien knechten, welche uns in Ketten und Banden halten, denn sie sind nur blinde Werkzeuge in den Händen des Schicksals, und wenn der Tag gekommen ist, werden diese Werkzeuge bei Seite geworfen und von den Söhnen des freien Italiens unter die Füße getreten werden. Dieser Tag aber wird kommen, darauf hoffen wir, dessen freuen wir uns.

Dieser Tag wird kommen, darauf hoffen wir, dessen freuen wir uns, riefen die drei Andern begeistert, indem sie ihre Hände, an denen die Ketten klirrten, in einander legten. Selig Diejenigen, welche ihn schauen werden. Selig —

Ein ungewöhnliches Geräusch an der Außenthür unterbrach die Gefangenen in ihren begeisterten Worten und ließ sie verstummen, um zu lauschen. Man hörte deutlich sich nähernde Schritte, hörte Stimmen, welche zu einander sprachen, hörte endlich eine gebieterische Stimme, welche befahl, die Gefängnißthür zu öffnen.

Es ist der Commandant Manzotti, murmelten alle Vier wie aus Einem Munde. Was kann er hier wollen zu so ungewohnter Zeit?

Muth, meine Kinder, Muth, sagte der Greis,

laßt uns unserm Peiniger ein heiteres Angesicht zeigen. Gönnen wir ihm nicht die Freude, über irgend etwas Klage zu führen. Keiner verschwende an ihn noch ein Wort über meinen alten kahlen Schädel. Und nun still!

VI.

Die Rache.

Die Thür that sich auf und der Commandant trat herein, die Gefangenen mit seinem stereotypen kalten und boshaften Lächeln begrüßend. Hinter ihm in der Thür des Gefängnisses sah man den Schließer, dessen dunkelrothes, wüstes Gesicht sich zu einem seltsamen Grinsen verzogen hatte, und der in seinen Händen neben dem stereotypen Schlüsselbunde eine Schachtel von blauer Pappe hielt.

Nun, sagte Manzotti, indem er mitten in das Gemach vorschritt und sich auf dem Schemel niederließ, der sich dicht neben dem alten Munari befand, nun, Signori, ich mache mir die Freude, Ihnen meinen Besuch zu machen, und meine lieben Landsleute zu begrüßen.

Keiner von den vier Herren hatte für Manzotti ein Wort der Erwiderung, Keiner von ihnen schien seine Anrede gehört zu haben, oder die Gegenwart des Commandanten überhaupt zu bemerken. Nur erhob sich der alte Baron Munari von seinem Schemel und schritt zu den anderen drei Gefangenen hin, welche sich an das äußerste Ende des Gemachs zurückgezogen hatten.

Ah, Sie wollen sich ein wenig Bewegung machen, mein lieber Baron Munari, sagte Manzotti lächelnd. Sie thun sehr wohl daran, um so mehr, da Ihre Lehnsessel hier wirklich von sehr hartem Polster sind. Sie hatten allesammt weichere Polster, als Sie sich noch in Ihren schönen Schlössern in der Lombardei befanden.

Wir ruhen auch hier auf weichen Kissen, sagte Munari ernst, denn, wie ein altes ehrwürdiges Sprichwort sagt: ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen.

Und Sie erfreuen sich des guten Gewissens? fragte Manzotti mit komischem Erstaunen. Sie legen also wirklich Ihr altes kahles Haupt noch immer auf dieses beste Ruhekissen, obwohl Sie seit zwölf Jahren als Verbrecher Ihre Strafe erleiden, obwohl Sie nur

durch die Gnade des barmherzigen Kaisers vom Galgen, vom schmachvollen Verbrechertode befreit worden sind? Ah, Ihr Carbonari seid doch in der That ein ganz unverbesserliches Gelichter, und es ist gar ein schwieriges und wenig lohnendes Bemühen Euch zur Reue und zur Buße zu bringen.

Gebt also Euer Bemühen auf, Herr Commandant Manzotti, sagte der alte Munari sanft. Nehmt an, daß wir unverbesserlich sind, und überlaßt uns ebenso geduldig dem himmlischen Gerichte, wie wir Euch demselben überlassen. Möge der allmächtige Gott richten über uns und über Euch!

Ah, das wäre in der That recht bequem für Sie, lachte Manzotti. Sie würden alsdann Ihre Tage in Ruhe hier hinleben, und ich dürfte mir dann niemals mehr erlauben an Ihrer Besserung zu arbeiten, und durch dann und wann angewandte strenge Maßregeln Ihren Starrsinn zu brechen, und Ihr Gemüth für die Reue und Zerknirschung zu erweichen. Aber ich sage Euch, daß ich das will! Ich sage Euch, daß ich unabläßig darnach trachten werde, Euch, meine theuren Landsleute, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zur Besserung zu führen, Euch zu einer Gesinnung zu bekehren, die mir und Euch zur Ehre ge-

reicht. Ah, Dank dem Carcere durissimo, dem Fasten, den Bastonnaden und Ohrfeigen werdet Ihr doch eines Tages reumüthig bekennen, daß Ihr Euch schwer versündigt habt, das Ihr verabscheuungswürdige Hochverräther seid, die nur durch gänzliche Umkehr und durch grenzenlose Hingabe an den edlen großmüthigen Kaiser ihm danken können für die unverdiente Gnade, welche er ihnen erwiesen, indem er sie dem Galgen entzog und ihnen das Leben schenkte. Ja, Se. Majestät der Kaiser ist in der That von einer rührenden Großmuth und Milde, und auch jetzt wieder läßt er die Sonne seiner Huld über Euch leuchten und sendet zweien von Euch durch mich eine besondere Botschaft. Zuerst Euch, Numero Zwei, oder wie Ihr Euch gern nennen hört, Baron Munari, und dann Euch, Numero Eins, vormals Graf Confalconi! He, Schließer, gebt mir die Schachtel, die Ihr da in der Hand habt, und dann tretet hinaus und schließt die Thür!

Der Schließer überreichte dem Commandanten die Schachtel, zog sich dann mit verdrießlichem Gesicht, offenbar mißmuthig darüber, nicht länger Zeuge der Unterredung sein zu dürfen, in den äußeren Corridor zurück, und schloß langsam und mit einem letzten neugierigen Blick auf die Gefangenen die Thür.

Jetzt, Numero Zwei, sagte der Commandant, indem er den Deckel der Schachtel öffnete, jetzt sollen Sie einen neuen Beweis von der unendlichen Gnade und Milde des Kaisers haben, zugleich aber auch einen Beweis davon, wie gern ich bereit bin, Ihren möglichen und erreichbaren Wünschen Folge zu geben, und Ihre Bitten mit meinem Fürwort vor dem kaiserlichen Thron zu unterstützen. Sie haben mich oftmals mit der Bitte angegangen, Ihnen für Ihre alte unbrauchbare Perrücke eine neue brauchbare zukommen zu lassen. Ich durfte das natürlich nicht thun, ohne specielle kaiserliche Erlaubniß, aber ich hatte Mitleid mit Eurem alten nackten und kahlen Schädel; ich ließ daher Eure Bitte nach Wien gelangen und unterstützte sie mit meinem Fürwort.

Es ist indessen ein halbes Jahr vergangen, seit ich Euch zum letzten Male mit dieser Bitte behelligte, sagte Munari ruhig.

Freilich, es sind einige Monate vergangen, aber mein Gott, die Zeit fliegt hier auf unserm geliebten Spielberg so rasch von hinnen, und sechs Monate sind um, bevor man es merkt. Nun also, nach dieser kurzen Spanne Zeit von sechs Monaten ist Ihnen Ihre Bitte von Sr. Majestät dem Kaiser gewährt worden, und

ich habe den angenehmen Auftrag, Ihnen die gewünschte Perrücke zu überbringen. Hier, Numero Zwei, nehmen Sie das huldvoll gewährte Gnadengeschenk entgegen, und danken Sie Gott in zerknirschter Reue für die unverdiente Huld unseres gnädigen Kaisers.

Er reichte Munari die offene Schachtel. Der Greis nahm sie und blickte neugierig forschend auf den Inhalt derselben.

Nun? fragte Manzotti. Habe ich Ihnen nicht die Wahrheit gesagt? Enthält die Schachtel nicht eine Perrücke?

Ja, sagte Munari, ja, sie enthält eine Perrücke, aber wie mir scheint, ist es kein Haar von einem menschlichen Haupte, welches man dazu verwandt hat.

Der Commandant brach in ein lautes, fröhliches Gelächter aus. Wie gut Ihre alten fünf und siebenzigjährigen Augen noch zu sehen und zu unterscheiden vermögen, rief er immerfort lachend, denn Sie haben vollkommen Recht, diese Perrücke ist nicht von Menschenhaaren gemacht. Mein Gott, das Haar vom menschlichen Haupte ist so fragile und so vergänglich, und will sich durchaus nicht an die feuchte Luft der unterirdischen Kerker gewöhnen. Ich bin also darauf

bedacht gewesen, Ihnen eine festere und dauerhaftere Perrücke zu besorgen. Aber ich versichere Sie, es war eine schwierige Arbeit, sie hat dem Friseur sehr viel Mühe gemacht und dem Staat mehr Geld gekostet, als wenn wir Ihnen eine gemeine Perrücke von Menschenhaaren gemacht hätten. Aber Sie haben dafür auch etwas Auserlesenes, Seltenes und Dauerhaftes. Sehen Sie nur, Herr Baron von Munari, sehen Sie nur, welch eine köstliche Perrücke das ist, und von welchem angenehmen, rothbraunen Ton die Haare sind!

Er nahm die Perrücke aus der Schachtel hervor und hielt sie auf seiner erhobenen Hand hoch empor. Nicht wahr, das ist ein Meisterwerk der Friseurkunst? fragte er lachend. Eine Perrücke von Hundehaaren!*)

Ein Schrei der Entrüstung, der Wuth tönte von den Lippen der drei jüngern Gefangenen, und sie drängten sich dichter an den alten Munari heran, als wollten sie ihn schützen gegen die entehrende Zumuthung, diese Perrücke von Hundehaaren auf sein Haupt zu setzen. Der Greis indessen hatte sein ruhig lächelndes Gesicht dem Commandanten zugewandt und betrachtete mit mildem freundlichem Ausdruck diese

*) Charles de la Varenne. S. 153.

Perrücke von struppigem, rothbraunem, kurzem Haar, welche derselbe triumphirend auf seiner Hand schwenkte.

Erlauben Sie mir, Numero Zwei, daß ich Ihr Haupt selber mit diesem wohlverdienten Schmucke kröne, rief Manzotti dann, indem er sich dem Greise näherte, und eine Bewegung machte, als wolle er ihm die Perrücke aufsetzen.

Aber sofort erhoben sich drei von Ketten klirrende Arme gegen ihn, legten sich drei Hände auf seine Hand, welche die Perrücke hielt.

Sie werden es nicht wagen, diesen ehrwürdigen Greis noch ferner zu verhöhnen, rief Graf Confalconi mit drohendem Ton.

Lassen Sie Ihre verruchten Hände von dem Haupte des edlen Märtyrers, sagte Graf Bartoni mit einem herausfordernden Blick auf den Commandanten.

Wagen Sie es, die Stirn dieses Edlen auch nur mit der Spitze Ihrer Finger zu berühren, und ich erwürge Sie, schrie Graf Castiglioni zitternd vor Wuth, seine geballte Faust dem Commandanten ganz nahe vor das Gesicht haltend.

Manzotti schaute jedem der Sprechenden mit einem ruhigen, lächelnden Blick in das erregte Angesicht, dann, als sie schwiegen, ließ er seine kleinen, schwarzen

Augen noch Einmal langsam, aber diesmal mit drohendem, tückischem Ausdruck über die drei Männer hingleiten, und eine boshafte Schadenfreude blitzte aus seinen Zügen auf. Er erhob langsam die Hand und deutete, während er dann sprach, mit dem Zeigefinger auf jeden Einzelnen, zu dem er sprach, hin, als wäre sein langer, dürrer Finger ein Dolch, den er im Begriff war ihnen in die Augen zu bohren.

Numero Eins, sagte er langsam, Numero Eins erhält einen Monat Carcere durissimo. Numero Drei desgleichen, und außerdem, weil es ihm beliebt hat, mir zu drohen, daß er mich erwürgen wolle, wird er zwei Mal während dieses Monats die Bastonnade erhalten. Numero Vier aber wird heute noch von dem ersten Gefängnißwärter den Willkommen erhalten, das heißt, ich werde denselben beauftragen, ihm in meiner Gegenwart zwei tüchtige Ohrfeigen zu geben, und ihm dann zwanzig Hiebe auf den Rücken zu zählen. Ich gehe, sogleich die nöthigen Befehle zu ertheilen!

Er nickte den Gefangenen lächelnd zu, und wandte sich dann nach der Thür um, aber Munari hielt ihn auf, indem er seine Hand auf den Arm des Commandanten legte.

Ich beschwöre Sie, mein Herr, rief er mit flehender, zitternder Stimme, gehen Sie nicht im Zorn von hier fort, lassen Sie sich zur Milde, zur Ergebung stimmen. Seien Sie barmherzig, belasten Sie mein armes, gebeugtes Haupt nicht mit dem furchtbaren Vorwurf, daß die drei edlen und großmüthigen Männer zu so furchtbaren und entehrenden Strafen verurtheilt werden, und bloß um meinetwillen! Wollen Sie nicht, daß ich während eines ganzen qualvollen Monats den Jammer ertragen soll, diese Männer um meinetwillen leiden und Martern erdulden zu wissen. Sehen Sie, ich erlaube mir ja keinen Widerstand, ich unterwerfe mich. Ich bin bereit, diese Perrücke auf meine Haupt zu setzen, und sie zu tragen, ohne mich jemals zu beklagen. Geben Sie her, ich will sie sogleich aufsetzen!

Und er streckte die Hand nach der Perrücke aus, welche Manzotti noch immer in seiner Rechten hielt. Aber sofort legte sich die Hand des Grafen Confalconi auf den Arm Munari's und zog ihn zurück.

Du wirst mit diesem scheußlichen Machwerk Dein edles Haupt nicht entehren, mein Oheim, sagte er strenge. Im Namen unserer Familie, im Namen der heiligen Sache, welche wir Alle vertreten, verbiete ich

es Dir. Wir drei sind freudig bereit zu leiden, und die Strafen zu erdulden, welche die Willkür dieses Menschen uns auferlegt, aber wir werden es nimmer dulden, daß Du Dich selber entehrst!

Ah, seht da, rief Manzotti mit einem lauten, höhnischen Lachen, seht da, die liebe Numero Eins, die selbst in meiner Gegenwart einen Gefangenen zum Widerstand aufreizen will! Nun, Sie sollen Ihren Lohn dafür empfangen, mein Lieber! Bis jetzt waren Sie nur von mir auf einen Monat zum Carcere durissimo verurtheilt worden. Ich sehe, daß ich zu milde war, und Sie werden also, gleich Numero Drei, zwei Mal in dieser Zeit die Bastonnade erhalten.

Und wieder wandte der Gouverneur sich der Thür zu, um hinaus zu gehen. Aber auf Einmal kehrte er zurück, und stellte sich dicht vor Confalconi hin.

Mein Gott, ich hätte bald vergessen Ihnen die kaiserliche Botschaft auszurichten, sagte er, ihm fest in's Antlitz starrend. Numero Zwei, Se. Majestät der Kaiser hat die Gnade, Ihnen durch meinen Mund melden zu lassen, daß Ihre Frau vor acht Tagen in Wien gestorben ist.*)

*) Historisch. Die eigenen Worte des Commandanten. Siehe: Charles de la Varenne. S. 157.

Ein lauter Schrei tönte von den Lippen des Grafen, todtenbleich taumelte er zurück und bedeckte laut ächzend sein zuckendes, verstörtes Angesicht mit seinen beiden Händen.

Ah, hat das gewirkt auf den stolzen Herrn Grafen, höhnte Manzotti lachend. Giebt es also doch noch eine Stelle, wo der große Achilles verwundbar ist? Hat der gehörnte Siegfried also doch noch eine weiche Stelle, wo man ihn fassen und treffen kann? Ja, ja, sie ist todt, die Frau Gräfin Confalconi, gestorben vor Gram über das Verbrechen, mit welchem ihr eigener Gemahl sich wie ihre und seine Familie entehrt hat, und ihre Kinder gebrandmarkt hat mit dem Brandmal der Schande!

Graf Confalconi ließ seine Hände von seinem Antlitz niedergleiten, und ein so zorniger, flammender Blitz seiner brennenden Augen traf das Antlitz des Commandanten, daß dieser erbebte, und fast erschrocken vor diesem drohenden, wilden Angesicht zurückwich.

Nun, ich gehe, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, und Sie Ihre Strafen erdulden zu lassen, sagte er, sich zum dritten Mal umwendend nach der Thür hin.

Aber vor derselben standen Castiglioni und Bartoni,

die Arme drohend gegen Manzotti ausstreckend, die bleichen, zornigen Gesichter ihm zugewandt, ihn anschauend mit dem Ausdruck entschlossenen, zornigen Hasses.

Was bedeutet das? fragte Manzotti. Was sollen diese albernen Pantomimen sagen?

Sie sollen Euch sagen, daß Eure letzte Stunde gekommen ist, sagte Bartoni feierlich.

Sie sollen Euch sagen, daß Ihr nicht lebend diese Schwelle überschreiten werdet, rief Castiglioni.

Manzotti lachte laut auf. Ah, Ihr wollt mir Furcht einjagen? fragte er. Oder vielleicht seid Ihr des Lebens ganz und gar überdrüssig und wollt mich so sehr aufreizen, daß ich Euch so lange prügeln lasse, bis Ihr Euren Geist aufgebt? Nein, hofft das nicht! Ich werde Euch prügeln lassen, ganz gewiß, aber nicht so viel, daß Ihr daran sterben könntet. Jetzt fort da von der Thür!

Und wenn wir Euch nicht Platz machen wollen? fragte Castiglioni ruhig. Wenn wir, bevor wir sterben, oder die Qualen erdulden müssen, welche Ihr uns auferlegt, uns erst rächen wollten? Wenn wir, da wir Dich einmal in unsern Händen haben, entschlossen sind, Dich mit unsern Händen zu erwürgen, trotz der Ketten, mit denen sie belastet sind?

Wenn wir alle Diejenigen, welche Du der Verzweiflung, dem Tode überliefert hast, endlich an Dir rächen wollen? fragte Bartoni. Ja, Manzotti, grausamer Henkersknecht der Despotie, die Stunde der Vergeltung, der Rache ist gekommen. Wir erwürgen Dich, Du wirst die Schwelle dieses Kerkers nicht lebend überschreiten.

Eine schwere Hand legte sich auf Manzotti's Schulter, und als er sich umwandte, sah er in das bleiche zornige Antlitz des Grafen Confalconi, der hinter ihm stand und ihn mit flammenden Blicken anschaute.

Ich sage, wie meine Freunde sagen, Du wirst die Schwelle dieses Kerkers nicht lebend überschreiten, sagte er mit ruhigem, entschlossenem Ton. Du hast genug gesündigt, genug der Verbrechen auf Deine Seele gehäuft, genug Alles verhöhnt, Alles begeifert, was edel, was groß und gut ist. Du mußt sterben, Manzotti, Du mußt sterben!

Manzotti zuckte verächtlich die Achseln. Ich hätte nur nöthig die Stimme zu erheben und zu rufen, sagte er, und der Schließer und die beiden Schildwachen würden sofort erscheinen und Euch überwältigen und mich von diesen giftigen Insecten befreien.

Aber ich thue es nicht, denn Euer Drohen schreckt mich nicht und ich möchte diese belustigende Scene erst ganz zu Ende spielen lassen. Jetzt ist die Reihe an Euch, Munari, jetzt müßt Ihr sprechen. Mein Gott, habt Ihr Eure Rollen so schlecht memorirt, daß Ihr stumm bleibt? Oder ist Euer Stichwort noch nicht gekommen?

Der alte Mann schritt langsam heran, aber er schaute nicht zu Manzotti hin, sondern seine Blicke richteten sich prüfend auf die drei Männer, deren bleiche, drohende Mienen ihn mit tiefem Entsetzen erfüllten.

Laßt es genug sein, meine Kinder, sagte er sanft. Wozu die Drohungen, die Vorwürfe? Ueberlaßt diesen Menschen der Gerechtigkeit Gottes und den Vorwürfen seines eigenen Gewissens.

Nein, mein Oheim, sagte Confalconi, nein! Gott schweigt zuweilen allzulange mit seiner Gerechtigkeit, und es giebt Menschen, welche taub sind für die Vorwürfe ihres Gewissens. Laß uns daher an diesem Verbrecher Gerechtigkeit üben. Er ist des Todes schuldig! Er soll sterben! Lache nicht, Manzotti, lache nicht, denn die Stunde Deines Todes ist gekommen. Du hast das Vaterland, Du hast Deine Brü-

der, Deinen eigenen edlen Vater verrathen, Du mußt sterben.

Du mußt sterben, wiederholten die beiden Andern, indem sie sich dicht an Manzotti herandrängten und seinen Leib wie mit einer lebendigen Mauer umgaben.

Manzotti erbleichte, er las in den blitzenden Augen seiner drei Feinde, daß es ihnen Ernst sei mit ihren Drohungen, daß sie fest entschlossen waren, ihn zu tödten. Er wollte rufen, er öffnete schon den Mund, aber Confalconi's schwere Hand verschloß ihm die Lippen, er fühlte an seinem Halse die Hände der beiden Andern, welche sich wie eiserne Klammern um seine Gurgel legten; von Entsetzen ergriffen, schloß er die Augen. Die eisernen Klammern legten sich fester um seinen Hals, Blitze schossen an seinen Augen vorüber, ein wunderbares Klingen und Brausen erfüllte ihm die Ohren, und doch durch dieses Gebrause hindurch vernahm er die Stimmen der drei Grafen, welche ihn verurtheilten.

Er soll sterben, der Verräther am Vaterlande!

Er soll sterben, der Verbrecher, der uns Alle verkauft hat!

Er soll sterben, der ehrlose, nichtswürdige Sohn, der seinen eigenen Vater verrathen hat!

Nein, er soll leben, rief jetzt der alte Baron Munari mit lauter gebieterischer Stimme, er soll leben, sich selbst zur Strafe, allen Verräthern zum warnenden Beispiel. Lasset Eure Hände ab von ihm. Seht Ihr denn nicht auf seiner Stirn schon jetzt das Brandmal der Schande? Trieft nicht das Blut seiner Brüder schon von derselben hernieder, ist sie nicht gezeichnet mit dem Kainszeichen des Brudermordes? Der Tod wäre für ihn eine Rettung, das Leben allein kann ihn bestrafen. Laßt ihn also leben, sage ich, laßt ihn leben, damit er alles Das zu Schanden werden sehe, für welches er sich verkauft hat, für welches er zum Verräther und Brudermörder geworden. Laßt ihn leben, damit er einst Zeuge werde der heiligen Revolution, welche die Götter in Trümmern schlagen wird, für die er sich verkauft hat. Laßt ihn leben, damit er die Morgenröthe aufgehen und den Tag kommen sehe, damit er Zeuge ist, wie eine neue Welt sich erhebt aus den Trümmern der alten. Diese neue Welt wird kommen und er soll sie sehen. Er soll sehen, wie der Despot in Wien von seinem Thron gestürzt wird, er soll sehen, wie er mit seinen Creaturen flieht vor dem Wuthgeschrei seiner Unterthanen, die endlich ihrer Freiheit, ihres Rechtes begehren und nicht mehr

Sclaven, nicht mehr unterwürfige Diener, sondern freie Männer sein wollen. Er soll sehen, wie die Despoten stürzen und mit ihnen ihre Creaturen, mit ihnen er selber und alle seines Gelichters. Er soll verachtet, verhöhnt und verspottet von den freien Männern, vergebens nach einem Zufluchtsort suchen, seine Schande zu verbergen und sich zu retten vor der Verachtung der Guten und Edlen. Er soll leben, sage ich Euch. Laßt Eure Hände von ihm, ich gebiete es Euch kraft meines Amtes als der Meister und Vorsitzende des großen, heiligen Bundes, dem wir angehören und für den wir leiden und dulden.

Die drei Grafen hatten, während Munari mit lauter begeisterter Stimme, mit verklärtem Angesicht seine beschwörenden Worte an sie richtete, immer noch ihre Hände fest um den Hals des Commandanten geschlungen, immer noch seinen Mund fest zugehalten, um ihn am Schreien zu hindern.

Jetzt bei den letzten Worten Munari's zogen sie alle Drei wie auf Commandowort ihre Hände fort und traten mit düstern Blicken von dem Commandanten zurück.

Manzotti schüttelte sich und athmete schwer auf, dann nahmen seine Züge wieder ihren gewohnten,

lächelnden, hämischen Ausdruck an. Seid versichert, sagte er, daß ich Euch diese Scene nicht vergessen werde und daß Ihr mir für dieselbe büßen sollt.

In diesem Augenblick wurde von außen laut und heftig an die Thür geklopft und eine Stimme rief dringend und ängstlich fast seinen Namen.

Was giebt es, Ferenz, was willst Du? fragte Manzotti, der die Stimme seines Kammerdieners erkannt hatte.

Ew. Gnaden mögen verzeihen, daß ich Sie störe, rief die Stimme, aber ich stehe hier schon eine halbe Stunde und warte, daß Ew. Gnaden herauskommen sollen. Es ist soeben ein zweiter Courier gekommen mit dringenden Depeschen aus der Staatskanzlei.

Ich komme, Ferenz, ich komme, rief Manzotti. Die Thür auf, rasch!

Und indem er sich zu den Gefangenen wandte und sie mit einem freundlichen Neigen des Kopfes grüßte, sagte er: Der Kaiser ruft mich und der Dienst. Wenn ich aber meine Depeschen gelesen habe, dann werde ich an Euch denken, und seid versichert, ich werde Euch noch heute belohnen für die reizende Scene, welche Ihr mir aufgeführt.

Der Schließer hatte dem Befehl gemäß die Thür

jetzt geöffnet. Manzotti eilte hinaus und hinter ihm fiel die Thür wieder schwer in das Schloß. Man hörte, wie der Schlüssel in das Schloß gesteckt ward und wie er knarrend und pfeifend sich in demselben drehte.

In diesem Moment legte der alte Munari seine Hand auf Confalconi's Arm. Tretet heran, dicht zu mir heran, flüsterte er. Es geht uns eine Botschaft zu, glaube ich. Als der Commandant die Perrücke auf seiner Hand schüttelte, fiel ein kleiner Zettel daraus hervor und gerade vor mir nieder. Ich setzte meinen Fuß darauf, und während Ihr dann mit dem Commandanten ranget, hob ich ihn auf. Hier ist das Papier, Confalconi. Lies uns vor, was darauf geschrieben steht.

Confalconi nahm das Stückchen Papier und näherte sich damit dem hellern Raum. Die Augen der Gefangenen waren fest auf ihn gerichtet und mit angehaltenem Athem warteten sie auf seine Worte.

Indessen Confalconi, welcher das Stückchen Papier sorgsam von allen Seiten betrachtet hatte, zuckte die Achseln. Es ist ein Irrthum, meine Freunde, sagte er dann traurig. Es steht nichts auf dem Papier, es ist vollkommen leer.

Und er reichte den Zettel seufzend an Bartoni, der eben zu dem Grafen herangetreten war.

Ja, sagte dieser, das Papier ist anscheinend leer, aber wer weiß. Wer uns eine Botschaft zukommen lassen will, muß vorsichtig sein. Vielleicht hat man sich statt der gewöhnlichen Dinte einer sympathetischen bedient. Es giebt eine solche, die nur sichtbar wird, wenn man das Papier erwärmt. Machen wir also einmal die Probe.

Er nahm das Papier, und es dicht an seinen Mund haltend, hauchte er es fortwährend mit seinem Athem an. Dann nach einer Pause betrachtete er es mit aufmerksamen Blicken.

Ich irrte mich nicht, sagte er. Schon treten einzelne bräunliche Buchstaben hervor. Nur noch ein wenig Geduld und wir werden sie entziffern können.

Wieder suchte er das Papier mit seinem Hauch zu erwärmen. Die Gefangenen schauten ihm zu in fieberhafter Spannung, mit hochklopfendem Herzen.

Als Bartoni dann wieder seine Augen auf das Papier heftete, flog ein freudiger Ausdruck durch seine Züge. Er winkte den Freunden, sich ihm zu nähern, und als diese hastig zu ihm herantraten, las er mit leiser gedämpfter Stimme: „Das Leben des Kaisers

nähert sich seinem Ende. Habt also Muth und harrt in Geduld. Sein Tod bringt Euch die Freiheit."

Die Gefangenen sahen einander an mit leuchtenden Augen, mit strahlenden Gesichtern, dann, von Einem und demselben Gefühl ergriffen, sanken sie alle Vier auf ihre Kniee nieder und beteten inbrünstig.

Der Commandant war indessen hastigen Schrittes in sein Wohnzimmer zurückgekehrt, um da die Depeschen in Empfang zu nehmen, welche für ihn angelangt waren und die Ferenz auf dem Schreibtisch seines Herrn schon deponirt hatte.

Eine finstere Wuth tobte in dem Busen Manzotti's, er preßte die Lippen aufeinander, als wollte er die Flüche zurückdrängen, die seine Brust erfüllten, er hob drohend die geballte Faust empor, als sähe er da vor sich den verhaßten Feind, dem er sie in's Antlitz schleudern wollte.

Ihr sollt an diesen Tag denken, murmelte er zähneknirschend. Ich will ihn für Euch Alle zu einem memento mori machen, Ihr sollt ihn in Euren Gliedern aufgezeichnet bekommen für Euer ganzes armseliges, verkrüppeltes Dasein. Ah, ich will sie züchtigen, ich will sie martern lassen, sie sollen schreien vor Jammer, sie sollen um Gnade flehen. Und ich werde

ihnen keine Gnade gewähren. Nein, nein, nein, keine Gnade!

Er stand jetzt vor seinem Schreibtisch und sein Auge fiel auf die versiegelte Depesche, welche Ferenz dorthin gelegt.

Wie aus einem Traum erwachend blickte Manzotti sie an und fuhr sich mit der Hand langsam über seine Stirn hin, auf welcher noch große Schweißtropfen standen.

Ah, es ist wahr, ich vergaß, sagte er aufathmend. Depeschen aus Wien. Ich ging hierher, um sie zu lesen.

Er nahm den Brief, erbrach hastig das Siegel und schlug das Papier auseinander. Aber indem er das that, fiel aus demselben ein kleineres eng zusammengefaltetes Briefchen hervor.

Seltsam, sagte Manzotti, indem er es vom Boden aufhob und es sorgfältig betrachtete. Seltsam in der That! Das duftet, als käm's direct aus dem Boudoir einer schönen Dame, und hat ganz das Aussehen, als wär's ein Liebesbriefchen. Und keine Aufschrift? Und auf dem Siegel nur eine empfindsame Devise, kein Wappen? Mein Gott, was bedeutet das? Und wie kommt ein solcher Brief in eine kaiserliche De-

pesche? Aber lesen wir erst die Depesche, vielleicht wird darin das Räthsel gelöst.

Indeß diese kaiserliche Depesche war keineswegs dazu geeignet, das Räthsel zu lösen. Sie enthielt in kurzen gebieterischen Worten den Befehl, die drei Gefangenen, die beiden Grafen Confalconi und Castiglioni, so wie den Baron Munari fortan unter keinen Umständen mehr zur härtesten Kerkerstrafe zu verurtheilen, überhaupt ihnen keine außerordentlichen Strafen zuzudictiren, ohne vorher an das kaiserliche Cabinet berichtet und die specielle Erlaubniß und Genehmigung eingeholt zu haben. Ferner ward dem Commandanten befohlen, den Gefangenen jetzt täglich warme Speisen zu verabreichen und ihnen für ihre nächtlichen Lagerstätten wärmere Decken zu geben.

Manzotti las diese Depesche mit immer wachsendem Erstaunen, das sich noch erhöhete, als er jetzt die Unterschrift betrachtete.

Zum ersten Male, seit Manzotti Commandant des Spielberges war, zum ersten Male seit vierzehn Jahren erhielt er aus dem unmittelbaren Cabinet des Kaisers Franz eine Depesche, welche nicht mit dem selbstgeschriebenen Namenszug des Kaisers unterzeichnet war.

Es stand unter dieser Depesche ein neuer überraschender Name, denn es stand da: „Vollzogen und unterschrieben im Namen und Auftrag des Kaisers. Ferdinand.“

Es geht etwas vor in Wien, sagte Manzotti erschrocken. Der Kaiser ist schon seit lange kränklich, und wie es scheint, hat sich seine Kränklichkeit gesteigert, denn wahrhaftig, er muß sehr krank und weichmüthig geworden sein, wenn er auf einmal zu solchen außerordentlichen Erleichterungen für die Gefangenen sich gestimmt fühlt, und wenn er seinem Nachfolger gestattet, in seinem Cabinet zu arbeiten und statt seiner zu contrasigniren. Oh, es wäre ein Unglück, ein schweres Unglück für mich, wenn der Kaiser stürbe, denn ich fürchte, ich fürchte, daß mit ihm auch sein ganzes System gestürzt wird, und dann wird man die getreuen Diener des Kaisers bestrafen, weil sie dem Willen und den Befehlen ihres kaiserlichen Herrn gehorsam gewesen, dann — Aber sehen wir doch, was dieses geheimnißvolle Briefchen enthält.

Er öffnete den kleinen duftigen Brief, und halblaut, als genüge es nicht, die Worte zu lesen, sondern als müsse er sie auch hören, um sie ganz zu begreifen, las er: „Der Kaiser hat nur noch wenige Wochen zu

leben. Ferdinand, der Gütige, Weichherzige, ist sein Nachfolger. Ferdinand wird die Verhafteten des Spielberg befreien, und wehe Ihnen, wenn diese Sie noch ferner der Tyrannei und der Grausamkeit anzuklagen haben. Von heute an werden Sie überwacht, und jedes harte Wort, das Sie den Gefangenen sagen, jede willkürliche Bestrafung, die Sie sich erlauben, jede unnöthige Verschärfung ihrer Kerkerstrafe wird, sobald Kaiser Franz die Augen geschlossen, an Ihnen, Herr Commandant des Spielbergs, bestraft werden. Man wird strenges Gericht halten über den grausamen Henkersknecht, der die Gefangenen quälte und marterte, statt sich mitleidsvoll ihres Unglücks zu erbarmen. Seien Sie dessen versichert und behandeln Sie deshalb Ihre Gefangenen von Stunde an mit Schonung und Milde."

Unterzeichnet war dieser Brief mit einem einfachen lakonischen C.

Wer kann das sein? fragte Manzotti, den verhängnißvollen Buchstaben anstarrend. Wer ist in dem Cabinet des Kaisers, dessen Name mit einem C. beginnt? Doch es ist offenbar eine Damenhand, die das geschrieben. Aber wie ist alsdann das Briefchen in die Depesche gekommen? Wer hat den Erzherzog

Ferdinand bewogen, es in die Depesche zu legen, und —

Plötzlich verstummte Manzotti, eine tiefe Blässe überflog seine Wangen, und wie von einem plötzlichen Schwindel ergriffen sank er auf den Stuhl vor dem Schreibtisch nieder.

Mein Gott, murmelte er, jetzt begreife ich, jetzt wird mir Alles klar. Dieses C. bedeutet Cibbini. Die Kammerfrau der zukünftigen Kaiserin, die Favorite des zukünftigen Kaisers, Katharina Cibbini, sie ist es, die mir diesen Drohbrief geschrieben, und sie ist die nahe Verwandte meiner Gefangenen. Ich kenne sie, ich kenne Katharina Cibbini. Sie ist eben so klug als schön, eben so rachsüchtig und intriguant als listig und berechnend. Sie hätte es nicht gewagt zu schreiben, wenn sie nicht wüßte, daß sie bald im Besitz der Macht und Gewalt sein würde, sie hätte nicht gedroht, wenn sie nicht im Stande wäre, ihre Drohungen zu erfüllen. Ich bin ein ruinirter, ein verlorner Mann, wenn sie es will. Alles, was ich seit funfzehn Jahren erlangt, was ich so mühsam Stein für Stein aufgebaut, Alles wird mir in Trümmer stürzen, wenn es mir nicht gelingt, Katharina Cibbini, die Favoritin des zukünftigen Kaisers zu besänftigen.

Er starrte wieder in den Brief hinein und wiederholte mit lauter Stimme die Worte: „Von heute an werden Sie überwacht, und jedes harte Wort, das Sie den Gefangenen sagen, jede willkürliche Bestrafung, die Sie sich erlauben, jede unnöthige Verschärfung ihrer Kerkerstrafe wird, sobald Kaiser Franz die Augen geschlossen, an Ihnen, Herr Commandant des Spielbergs, gestraft werden.

Jesus Maria, rief er dann laut und erschrocken, Jesus Maria, und ich habe dem Gefängniß-Inspector befohlen, ihnen Jedem zwanzig Hiebe zu geben, ihnen schwere Ketten anzulegen und sie in die Kerker schwersten Grades abzuführen.

Er stürzte nach der Handklingel und schellte so heftig, daß Ferenz angstvoll herein stürzte und mit erschrockenem Gesicht nach seinen Befehlen fragte.

Der Gefängniß-Inspector soll kommen, schrie Manzotti, gleich, auf der Stelle soll er hierher kommen!

Ferenz stürzte von dannen und nach wenigen Minuten trat der Geforderte in das Gemach des Commandanten ein.

Wo sind die Gefangenen Numero Eins bis Vier? fragte Manzotti athemlos.

Sie sind noch im Gefängniß Numero Zehn, war

die Antwort. Ich habe erst alle Vorbereitungen getroffen, jetzt aber ist Alles bereit und die Execution soll sogleich vor sich gehen.

Nein, um Gotteswillen nicht, rief Manzotti. Nein, ich nehme mein Wort zurück. Keine Prügel, keine schweren Ketten, keine Ausnahmestrafen! Wir wollen es einmal mit der Milde, mit der Nachsicht versuchen, Herr Inspector. Unsere Härte hat die störrischen Gefangenen nicht gebessert und sie nicht von ihren hochverrätherischen Ideen curirt. Versuchen wir es also mit der Güte und Milde. Vielleicht werden sie gerührt und bekehren sich zu bessern Gesinnungen, wenn man ihnen Wohlthaten gewährt und ihnen sagt, daß das geschieht im Namen des Kaisers. Ja, ja, wir wollen das thun. Führen Sie die Gefangenen in die Gefängnisse der obern Etage, geben Sie ihnen für die jetzigen kalten Nächte warme Decken, und — ja, und wir wollen ihnen auch, so lange es so kalt ist, täglich eine warme Suppe und zweimal in der Woche etwas gebratenes Fleisch zukommen lassen. Nun, was stehen Sie und starren mich an, Herr Inspector Brand? Haben Sie mich etwa nicht verstanden?

Ja, Ew. Gnaden, aber ich weiß nicht, mir scheint, ich habe Ew. Gnaden mißverstanden, oder ich habe

vielleicht Einiges falsch gehört. Erlauben Ew. Gnaden, daß ich die mir eben ertheilte Instruction so wiederhole, wie ich sie verstanden habe. Ich soll die Gefangenen in die obere Etage placiren, ich soll ihnen Decken für ihre Pritschen und warme Speisen geben lassen? Habe ich das richtig verstanden?

Ja doch, ja, Brand, das ist richtig. Und — begegnen Sie den Gefangenen mit Höflichkeit, weisen Sie auch die Schließer dazu an. Kein hartes Wort, kein Hohn und Spott, keine Gewaltthat. Starren Sie mich nicht so an, gehen Sie und thun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe.

Er winkte schnell und gebieterisch nach der Thür hin, er schlug fast beschämt vor den staunenden, entsetzten Blicken des Inspectors die Augen nieder, er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg und sein Gesicht dunkelroth färbte, und wie ein seltsames brennendes Naß seine Augen füllte.

Heftiger winkte er nach der Thür hin, und dann, als der Inspector diesem Gebot folgend hinausgegangen und Manzotti jetzt allein war, dann sank er auf einen Stuhl hin, und die lange zurückgehaltenen Thränen der Wuth, der Scham, der Angst stürzten in hellen Bächen aus seinen Augen hervor.

Sie haben mich heute beschimpft und gemißhandelt, schrie er, wüthend die Hände ballend, und ich kann nicht einmal Rache nehmen, kann sie nicht einmal strafen dafür. Nein, ich muß ihnen schmeicheln und sie hätscheln. Muß es thun, denn wenn der Kaiser stirbt, bin ich ein ruinirter Mann!

VII.

Frauen und Priester.

In einem unscheinbaren, von düstern Vorhängen beschatteten Gemach saßen zwei Frauen auf dem Divan neben einander; ihre Hände ineinander gelegt, schweigend, die erwartungsvollen Blicke nach der kleinen Tapetenthür gerichtet, welche sich in der Wand gegenüber dem Divan befand. Es waren zwei junge Frauen von stolzem, aristokratischem Aussehen, von ernstem, gebieterischem Wesen, das wenig zu der einfachen Umgebung dieses Gemaches paßte.

Die Eine von ihnen war schlank und hochgewachsen, weit über die gewöhnliche Größe der Frauen hinaus, und auf der edlen wundervoll geformten Büste trug sie auf schlankem Halse ein Haupt von überraschender seltener Schönheit. Nie sah man zwei flammendere,

dunklere Augen, nie eine stolzere, höhere Stirn, nie einen Mund, dessen schwellende purpurrothe Lippen mehr dazu geeignet gewesen wären, süß und zärtlich zu lächeln, oder glühende Worte der Liebe, holde Worte der Güte zu sprechen. Aber dennoch lag etwas in dem Ensemble dieses Angesichts, das dem Allen widersprach, das einen Mißton in die holde üppige Frauenschönheit dieses Kopfes brachte. Diese so flammenden großen Augen waren ernst und schienen nur Blitze des Zorns, nur das Aufflammen des Geistes zu kennen; diese hohe Stirn war umschattet von düstern Gedanken und auf den schwellenden Purpurlippen spielte auch nicht der leiseste Schimmer eines Lächelns.

Die Dame neben ihr, nur um zwei Jahre älter als ihre Gefährtin, zeigte dennoch in ihrer ganzen Erscheinung wenig von der Anmuth und Heiterkeit der Jugend, und die Schönheit der andern Dame neben ihr machte ihr eigenes Angesicht noch unbedeutender und reizloser erscheinen. Auch sie hatte große dunkle Augen, aber der Geist blitzte nicht in ihnen, auch sie hatte eine hohe Stirn, aber sie war klar und wolkenlos, ohne daß doch die schöne Heiterkeit der Jugend auf ihr thronte; auch ihre Lippen waren

schwellend und purpurroth, aber man suchte auf denselben kein Lächeln und keine zärtlichen Worte, denn man sah es diesen bleichen gelblichen Wangen, dem ganzen Charakter dieses Angesichtes wohl an, daß es der Spiegel einer Seele war, die wenig von den Sonnenstrahlen des Glückes durchleuchtet worden, und die vielleicht die Schmerzen des Unglücks mit dem Muthe weiblicher Resignation zum Schweigen gebracht hatte.

Sie glauben also, meine liebe Anna, sagte die schönere der beiden Damen mit einem seltsamen Lächeln, Sie glauben, daß Ihr Gemahl, mein vielgeliebter Schwager, wirklich die Absicht hegt, den Fürsten Metternich zu entfernen, sobald er die Macht dazu hat?

Ja, meine theure Sophie, ich bin davon überzeugt, erwiederte die zweite Dame. Ich selber bin bemüht gewesen, seine Abneigung gegen den Fürsten zu verstärken, und ich bin darin von meiner Kammerfrau Katharina Cibbini auf das Wirksamste unterstützt worden.

Und Sie sind überzeugt, meine Freundin, daß Sie dieser Person vertrauen dürfen?

Ja, ich bin davon überzeugt. Ich kenne sie von frühester Jugend an, sie ist mit mir auferzogen wor-

den und ihre Familie ist unserm Hause Dank schuldig. Als ihr Vater in frühern Zeiten wegen Hochverraths vom Kaiser Leopold zum Tode war verurtheilt worden, gelang es ihm aus dem Gefängniß zu entkommen und sich nach Sardinien zu flüchten, wo er am Hofe meines Vaters eine huldvolle Aufnahme fand und durch dessen Vermittelung begnadigt ward. Sie sehen wohl, liebe Sophie, daß Katharina Cibbini meinem Hause Dank schuldig ist und daß ich daher auf ihre Treue rechnen kann.

Oh, meine Theure, rief die schöne Dame mit einem spöttischen Lächeln, ich sehe nur, daß Sie ein edles Herz haben und daß Sie die Welt und die Menschen sehr wenig kennen. Dankbarkeit! Mein Gott, wie jung Sie sind, noch an Dankbarkeit zu glauben bei Denen, welche uns verpflichtet sind. Und Treue! Sogar auf Treue rechnen Sie! Ah, ich sage es noch einmal, wie jung Sie sind, theuerste Anna.

Ich bin indessen um zwei Jahre älter als Sie, liebe Sophie, erwiederte die Andere lächelnd.

Aber Sie kennen das Leben und die Welt nicht, meine Freundin. Sie haben immer in stiller Zurückgezogenheit gelebt, und Ihr Dasein ist in sanfter, un-

gestörter Ruhe ohne Erfahrungen und ohne Schmerzen dahingegangen.

Anna schüttelte leise ihr Haupt und ein Seufzer hob ihren Busen. Sie irren, liebe Sophie, sagte sie traurig. Ich habe auch meine Schmerzen und meine Kämpfe gehabt, und es hat lange genug gedauert, bis ich mein Herz getödtet und seine Wünsche zum Schweigen gebracht habe.

Oh, rief Sophie, sie mit erstaunten Blicken anschauend, als entdecke sie eben an ihr eine überraschende Merkwürdigkeit, oh, Sie haben also wohl unglücklich geliebt?

Ja, sagte Anna leise und schüchtern, ja, ich habe geliebt und ich mußte meiner Liebe entsagen, um die Gemahlin des künftigen Kaisers von Oesterreich zu werden. Sie nannten das eine glänzende Partie, und sie wußten nicht, daß mein Herz starb in demselben Augenblick, als ich vor den Altar trat, um einem Andern vermählt zu werden, einem Andern als dem, welchen ich liebte.

Ach, Anna, wie sehr sind Sie zu beneiden, rief Sophie hochaufathmend.

Jetzt war es Anna, welche die Freundin mit erstaunten Blicken betrachtete. Zu beneiden? frägte sie.

Ich sage Ihnen, daß ich gelitten habe, daß ich unglücklich gewesen bin und —

Sie sagten mir aber auch, daß Sie geliebt haben, unterbrach sie die Andere, und um Ihrer Liebe willen beneide ich Sie. Mein Gott, es ist immer doch besser, unglücklich geliebt, als gar nicht geliebt zu haben. Es ist wahr, Sie haben Ihrer Liebe entsagen, Sie haben sich einem ungeliebten Manne vermählen müssen. Aber es sind Ihnen Ihre Erinnerungen geblieben, an denen Sie sich trösten, an denen Sie Ihr Herz erquicken können; es kann Ihnen Niemand verwehren, in der Tiefe Ihres Herzens Dessen zu gedenken, den Sie geliebt haben, und der natürlich noch viel mehr Sie geliebt hat.

Gott wolle verhüten, daß ich mich jemals einer solchen Sünde überlasse und solchen verbrecherischen Gedanken nachzuhängen wage, rief Anna, sich fromm bekreuzigend. Die heilige Jungfrau, zu der ich täglich inbrünstiglich bete, die heilige Jungfrau weiß, daß ich mein Herz mit allen seinen Wünschen auf den Altar meiner Pflicht niedergelegt habe.

Meine Freundin, das ist indessen ein sehr düsterer Altar, auf dem keine Kerzen des Glückes leuchten. Ich stehe ja auch vor solch einem Altar, nur daß er

mir niemals von einer schönen Erinnerung beleuchtet und erhellt wird. Denn ich, sehen Sie, ich habe gar keine Erinnerungen, und das Glück einer unglücklichen Liebe ist mir nicht einmal zu Theil geworden. Ich habe niemals geliebt. Das ist ein trostloses Wort, und noch trostloser ist es, hinzufügen zu müssen: ich weiß nicht, ob ich jemals geliebt worden bin. Mein Loos ist das gewöhnliche Loos der Prinzessinnen gewesen. Man hat mich, ohne besonders um meine Einwilligung zu fragen, vermählt, man hat es mir überlassen, zu versuchen, ob ich nachträglich als Frau den Mann zu lieben vermöchte, dem man mich als Prinzessin vermählt hatte. Nun, ich habe es versucht; ich hatte wirklich die Schwärmerei, mir das erwerben zu wollen, was jede Privatperson als ihr heiliges Recht beansprucht, ich wollte mir ein häusliches Glück aufbauen, ich wollte meinen Gemahl lieben und von ihm geliebt werden.

Und Sie haben Ihr schönes Ziel erreicht, Sie sind eine glückliche, geliebte Gattin.

Ach, meine Liebe, streiten wir nicht darüber. Mein Gemahl hat mich eben so wenig aus Liebe gewählt, wie ich ihn. Er hat sich der Nothwendigkeit gefügt, wie ich es that, und da ich, wie man mir sagte, leid-

lich hübsch war, so fing er damit an, sich in meine Person zu verlieben, das war Alles. Mein Herz und meine Seele hat er so wenig verstanden, wie ich ihn. Wir passen eigentlich nicht zu einander, er müßte meine Frau sein und ich sein Mann, dann würde es besser gehen und mehr Harmonie in unserer Ehe sein.

Nun, meine Freundin, so sind Sie wenigstens eine glückliche Mutter.

Ja, es ist wahr, eine glückliche Mutter, sagte Sophie innig. Ich liebe meine Söhne auf das Zärtlichste, ich habe Alles, was ich von der Zukunft hoffe und erwarte, auf ihre Häupter gelegt, sie sollen mich entschädigen für meine Vergangenheit, durch sie will ich mir Ruhm, Macht und Ansehen erwerben, und mein Ehrgeiz — Aber da kommt nun endlich meine Schwester.

Sie erhob sich lebhaft von dem Divan und eilte, gleich ihrer Freundin, der Dame entgegen, welche eben durch die Tapetenthür in das Gemach eintrat. Sie war eine hochgewachsene schöne Frau von wenig mehr als vierzig Jahren, von stolzer fürstlicher Haltung und dabei doch umstrahlt von sanftem Liebreiz und holdester Weiblichkeit. Ihr Antlitz zeigte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ihrer Schwester Sophie, nur

hatten die Jahre schon hier und da leise Linien und Furchen durch dasselbe gezogen und die rosige Frische ihrer Wangen gebleicht.

Gegrüßt sei Ew. Majestät, sagte Anna sich tief verneigend.

Ew. Majestät, wiederholte die Dame lächelnd. Sie wissen ja, theuerste Anna, sobald wir die Schwelle dieses Gemaches überschritten haben, hört jede Titulatur und jede Etiquette auf. Das war eins der Gesetze, die wir geschworen haben, zu befolgen, als wir uns zu diesen Zusammenkünften vereinigten. Oh, es war eine herrliche Idee von Dir, meine liebe Sophie, daß wir uns wöchentlich einmal zu einer geheimen Besprechung zusammenfinden wollten, und ich gestehe, daß ich mich immer die ganze Woche schon freue auf den Sonnabend und die stille Stunde, die ich hier mit Euch, meinen Freundinnen, in ungezwungenem Beieinandersein hinbringen kann. Das ist eine glückliche Stunde, die wir armen Fürstinnen unserm vielgebundenen eintönigen Leben abgewinnen.

Hören Sie nur, Anna, rief Sophie lächelnd, auch meine Schwester rechnet sich zu den armen Fürstinnen und sie ist doch eine Kaiserin. Ich bleibe dabei, Sie sind die Glücklichste von uns Dreien und ganz gewiß

auch die Reichste, denn Sie haben doch Ihre Erinnerungen.

Und was sind das für Erinnerungen? fragte die Kaiserin, indem sie sich in der Mitte des Divans niedersetzte und den Damen winkte, zu beiden Seiten neben ihr Platz zu nehmen.

Stelle Dir vor, liebe Karoline, sagte Sophie, daß unsere Freundin Anna —

Sophie, ich beschwöre Sie, bat Anna schüchtern, schweigen Sie, fahren Sie nicht fort.

Doch, doch, meine Theure, sagte Sophie lebhaft. Wie, vergessen Sie unsere vier Gesetze? Wir haben einander Viererlei geschworen, als wir uns zu diesen geheimen Zusammenkünften vereinigten. Erstens: sobald wir die Schwelle dieses Gemachs überschreiten, hört alle Etiquette auf und wir sind nur drei Freundinnen, die ohne Ceremoniell miteinander plaudern. Zweitens: Wir haben kein Geheimniß vor einander, und Alles, was wir erlebt, gedacht oder beobachtet haben, das theilen wir uns mit, sobald wir in diesem Gemach beieinander sind. Drittens: Diese Zusammenkünfte sind unser gemeinschaftliches Geheimniß, das keine von uns Dreien ohne Bewilligung der andern Zwei irgend Jemand mittheilen kann und das wir

bis jetzt Niemandem mitgetheilt haben, außer unsern Beichtvätern. Viertens: Diese Zusammenkünfte haben zum Zweck, uns auszusprechen über alles das, was unsererseits geschehen muß, um das Interesse des Staates, der Kirche und unseres Hauses zu fördern und zu stützen. Nun, meine Freundinnen, seid Ihr dieser vier Gesetze eingedenk geblieben?

Ja, wir sind derselben eingedenk geblieben, sagten die beiden Frauen feierlich.

Demzufolge, meine liebe Anna, fuhr Sophie fort, demzufolge dürfen Sie nichts dagegen haben, wenn ich meiner Schwester Karoline Ihr schönes Herzensgeheimniß mittheile. Denke Dir, Karoline, diese glückliche Frau Anna! Sie hat eine Vergangenheit, sie hat Erinnerungen. Eine unglückliche Liebe, denke Dir, welch ein Glück, Karoline. Sie ist geliebt worden und sie hat geliebt.

Und das nennst Du ein Glück? fragte ihre kaiserliche Schwester sanft. Ein Glück, alle diese Qualen der Entsagung, des leidenschaftlichen Wünschens, der geheimen Thränen, der schweigenden Verzweiflung durchzukämpfen und —

Wie, meine Schwester, unterbrach sie Sophie erstaunt, solltest Du auch Deine Erfahrungen haben?

Du schilderst das so lebhaft, daß man glauben sollte, Du hättest das Alles selbst erlebt. Hättest Du vielleicht auch eine unglückliche Liebe gehabt?

Ja, sagte die Kaiserin seufzend, ja, ich habe sie gehabt. Eine unglückliche Liebe, um so unglücklicher, da diese Liebe nicht erwiedert ward. Ich liebte meinen ersten Gemahl, den jetzigen König von Würtemberg, ich hatte ihm mein ganzes Herz, meine ganze Seele gegeben. Ich war ganz Sein, aber Er, ach, Er war nicht Mein, und glaubt nur, meine Freundinnen, das ist für ein Frauenherz der furchtbarste Kummer. Ich resignirte mich, ich war glücklich, ihm wenigstens nahe sein, mich seine Freundin nennen zu dürfen. Aber selbst diesen traurigen Trost gönnte mir das Schicksal nicht. Mein Gemahl forderte von mir das Opfer einer Scheidung, und ich brachte es ihm. Fragt mich nicht, wie viel es mich gekostet, wie viele Nächte ich auf meinen Knieen gelegen und meine Hände in verzweiflungsvollem Schmerz zu Gott emporgerungen habe, bis ich mein widerspänstig Herz bezwang und bereit war, das Opfer darzubringen. Aber ich brachte es, ich kehrte zurück zu meiner Familie, ein armes, verstoßenes, ungeliebtes und dennoch ewig liebendes Weib.

Nun, rief Sophie lebhaft, das Schicksal gönnte Dir aber einen köstlichen Ersatz. Die geschiedene Kronprinzessin von Würtemberg sollte sich verklären in eine Kaiserin von Oesterreich, und wie mir scheint, war das eine herrliche Vergütigung für alle Deine Schmerzen.

Frage doch Deine Schwägerin Anna, ob sie glaubt, daß eine Kaiserkrone ein Ersatz ist für ein gebrochenes Herz?

Nun, Anna, Sie glauben das nicht? fragte Sophie erstaunt.

Nein, ich glaube es nicht, sagte Anna sanft, indem sie mit einem zärtlichen Blick der Kaiserin die Hand darreichte.

Wie seltsam, rief Sophie lebhaft. Da ist eine Kaiserin der Gegenwart und eine Kaiserin der Zukunft, und Beide halten ihre Krone nicht so viel werth, daß sie ihnen Ersatz geben könnte für ihre Liebe. Ich meinestheils wäre bereit, jede Liebe hinzugeben für eine Kaiserkrone, und kein Glück des Herzens könnte mir Ersatz geben für eine Kaiserkrone.

Du sprichst so, weil Du niemals wahrhaft geliebt hast, Sophie.

Doch, ich liebe, rief Sophie mit einem stolzen

Lächeln. Ich liebe den Ruhm, ich liebe die Macht, ich liebe den Glanz. Das Schicksal hat mir einen Ersatz dafür gegeben, daß es mir die Liebe entzog — es hat mir den Ehrgeiz gegeben. Meine Freundinnen, wir haben jetzt genug von der Liebe und von unsern Gefühlen geplaudert. Lasset uns jetzt zu dem Zweck unserer Zusammenkünfte übergehen. Sprechen wir von der Politik und von dem, was wir zu thun haben. Zuerst, meine Schwester, wie steht es mit dem Kaiser? Was für Hoffnungen hast Du, was sagen die Aerzte?

Der Husten des Kaisers wird mit jedem Tage schlimmer, sagte die Kaiserin seufzend. Die Aerzte machen bedenkliche Gesichter, aber Niemand von ihnen wagt es, dem Kaiser seine Bedenken mitzutheilen, und der Kaiser hat keine Ahnung davon, daß er an einem gefährlichen Uebel leidet.

Und er hat noch immer nicht sein Testament gemacht?

Nein, er hat es noch immer nicht gemacht. Wer sollte den Muth haben, ihn dazu aufzufordern?

Du mußt es thun, meine Schwester. Das ist Deine heilige Aufgabe, und Du mußt sie erfüllen.

Es ist unmöglich, ich kann es nicht, seufzte die Kaiserin. Ich kann nicht so grausam sein, meinen

Gemahl aus seiner ruhigen Sorglosigkeit empor zu schrecken, ihm, welcher das Leben so sehr liebt, plötzlich das finstere Schreckbild des Todes zu zeigen.

Der irdische Mensch soll sein Fleisch kreuzigen und den Tod herbeisehnen als den wahren Erlöser, murmelte Anna, indem sie fromm die Hände faltete und die frommen Blicke zum Himmel erhob. Das irdische Leben hienieden soll nichts sein, als das Suchen nach dem himmlischen, und wie kann man den Weg dahin finden, wenn man dem freundlichen Wegweiser, dem Tode, ausweichen möchte.

Der Kaiser muß sein Testament machen, rief Sophie ungestüm, und er muß darin seinem Sohne die Politik vorzeichnen, welche derselbe zu befolgen hat. Er muß ihm sagen, daß es seinem Nachfolger obliege, wieder gut zu machen, was sein unglücklicher Vorfahr, was der Kaiser Joseph verschuldet hat. Er muß der Kirche geben, was der Kirche ist, und Gottes, was Gottes ist.

Ich habe gethan, was ich vermochte, um meinen vielgeliebten Herrn und Kaiser auf den einzigen Weg des Heils und der Erlösung zurück zu führen, und um ihn denen geneigt zu machen, welche so viel unverdiente Verfolgung und so bittern Haß zu erdulden

gehabt. Die frommen Väter Jesu müssen wieder zurückkehren dürfen nach Oesterreich, das ist meine tiefste und heiligste Ueberzeugung, und ich habe es nicht bloß in die Hand meines Beichtvaters, sondern ich habe es auch in die Hand Gottes gelobt, daß die Wiedereinführung der Väter Jesu die Aufgabe meines ganzen Daseins, das Ziel meines eifrigsten Strebens sein soll.

Und Sie werden an mir stets eine treue Gefährtin in diesem Streben finden, sagte Anna mit ungewohnter Lebhaftigkeit. Auch ich habe in die Hand meines Beichtvaters gelobt, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln nach der Wiedereinführung der frommen Väter Jesu zu trachten.

Auch ich habe das meinem Beichtvater, dem lieben und getreuen Pater Bex gelobt, rief Sophie. Die Wiedereinführung der Jesuiten, das ist also für uns Drei das Losungswort, das ist das Ziel unseres gemeinsamen Strebens, darauf müssen alle unsere Gedanken, unsere Kräfte, unsere Wünsche gerichtet sein. Die Völker sind in Unglauben und Irrthümer verfallen, seit man die frommen Väter aus den österreichischen Kaiserstaaten verbannt hat, und die Früchte dieses Unglaubens und dieser Irrthümer sind die Re-

volutionen, das Auflehen gegen den Willen des angestammten Herrschers gewesen. Der Unglaube macht die Völker revolutionair, denn weil sie nicht mehr an Gott glauben und an die heilige katholische Kirche, deshalb wagen sie es auch sich aufzulehnen gegen ihre Herrscher von Gottes Gnaden, und ihnen den unbedingten schweigenden Gehorsam zu versagen. Wenn den Völkern das wahre Heil kommen soll, so kann es ihnen nur von den frommen Vätern Jesu gebracht werden. Sie müssen den Unterricht der Jugend wieder in die Hand bekommen, denn sie sind die Hülfsschaaren des heiligen Geistes, sie sind es, welche es allein verstehen den biegsamen Stoff der heranwachsenden Generationen zu formen, die Geister in die Schranken des Gehorsams zu bannen und der Welt und den Fürsten ihre Sicherheit und ihre Autorität wieder zu geben. Das ist mein heiliger Glaube, meine heilige Ueberzeugung, und da es kommen kann, daß ich dereinst die Frau oder die Mutter eines Kaisers sein werde, so muß ich, was an mir ist, dazu thun, auf daß mein kaiserlicher Mann oder Sohn dereinst ein gutes, gehorsames und frommes Volk zu beherrschen hat.

Es ist auch meine Ueberzeugung, daß das Heil der

Fürsten und der Völker nur durch die frommen Väter Jesu wieder zurückgeführt werden kann, sagte Anna feierlich. So haben es mich in Turin meine Lehrer und Erzieher erkennen gelehrt, daran habe ich geglaubt von meiner frühesten Jugend an, und dieser Glaube, diese Ueberzeugung wird mit mir leben und sterben.

Auch mit mir wird dieser Glaube leben und sterben, sagte die Kaiserin feierlich. Die Wiedereinführung des Ordens der Gesellschaft Jesu ist mich für ein Glaubensartikel, denn diese Wiedereinführung heißt zugleich die Wiederaufrichtung der katholischen allerheiligsten Kirche, die, seit man die Väter Jesu verfolgt und verbannt hat, in Trauerschleiern und Thränen ihrem Grabe zuwankt. Aber bis jetzt ist mein Bemühen vergeblich gewesen. Denn Ihr wißt es wohl, meine Freundinnen, wir haben hier am Hofe einen mächtigen und gefährlichen Feind des heiligen Ordens nicht allein, sondern auch der allerheiligsten Kirche zu bekämpfen.

Dieser Feind heißt Metternich, rief Sophie mit glühender Energie. Ja, er ist der Feind der Kirche, der frommen Väter Jesu, der heiligen Religion überhaupt. Ihr wißt, daß er es gewesen ist, der sich seit Jahren der Wiedereinführung des Ordens entgegen gestellt hat, der dem regierendem Kaiser immer ab-

gerathen hat, diesen großen Schritt der Gerechtigkeit zu thun, unbekümmert darum, ob die Blödsinnigen und Gottlosen auch darüber schreien möchten. Nur mit der größten Vorsicht und Klugheit ist es uns gelungen dem frommen Orden unter einem erborgten Namen wieder Zutritt an einigen Orten Oesterreichs zu verschaffen, und hier in Wien mindestens doch ein Kloster der Redemptoristen, das heißt der frommen Väter Jesu, wieder eröffnet zu sehen. Aber Metternich stellt sich immer auf's Neue in feindlicher Opposition uns gegenüber, Metternich ist daher der Feind, den wir zu besiegen haben, wenn wir der Kirche und der Gesellschaft Jesu wieder zu ihrem Recht verhelfen wollen. Ihr wißt es, ich hasse ihn, diesen leichtfertigen, Alles bespöttelnden, Alles verhöhnenden Lebemann, ich bin stets seine offene unverhüllte Feindin gewesen, ich habe mich stets bemüht ihm zu schaden, und immer hat er es verstanden meinen Einfluß zu contrebalanciren und meine Bestrebungen zu nichte zu machen.

Auch ich habe mich stets zu seinen Feinden bekannt, sagte die Kaiserin, denn auch ich erachte ihn als den gefährlichsten Gegner der Kirche und der Gesellschaft Jesu. Aber auch meine Bestrebungen ihn

zu stürzen sind stets gescheitert. Der Kaiser hat in politischer Beziehung vollkommenes Vertrauen zu dem Staatskanzler, und Se. Majestät ist leider in religiösen Dingen immer noch einer gewissen Gleichgültigkeit hingegeben. Noch gestern sagte der Kaiser zu mir, er könne die Jesuiten deshalb nicht leiden, weil sie stets sich in die Politik gemischt, und überall hätten regieren wollen. Ihm aber seien diejenigen Priester die liebsten, die sich gar nicht um Politik bekümmerten, und sich in gar keine weltlichen Dinge mischten.*)

Das ist der Geist Metternich's, der aus ihm spricht, rief Sophie erglühend. Metternich heißt der böse Dämon, welcher dem Heil und Segen widerstrebt, welcher die frommen Väter Jesu bekämpft. Wir müssen Metternich stürzen, damit wir die Kirche wieder aufrichten und die Jesuiten wieder herstellen. Gebt mir Eure Hände, Schwestern, legen wir sie in einander zu dem feierlichen Gelübde: wir wollen Metternich stürzen zur Ehre der Kirche und der frommen Väter Jesu!

Die drei fürstlichen Frauen legten ihre Hände in

---

*) Die eigenen Worte des Kaisers Franz. Siehe: Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Band V, S. 391.

einander, und riefen laut und feierlich: wir wollen Metternich stürzen zur Ehre der Kirche und der frommen Väter Jesu!

Aber wie wollen wir dieses Ziel erreichen, da sich bis jetzt alle unsere Schritte als unwirksam erwiesen? fragte die Kaiserin.

Ja, was wollen wir thun, um zu diesem Ziele zu gelangen? fragte Anna. Sprechen Sie, Sophie, Sie besitzen von uns Dreien die größte Energie, die größte Einsicht und Entschlossenheit. Sagen Sie uns, was wir thun sollen, um unser Ziel zu erreichen.

Ich will es Euch sagen, meine Schwestern, denn ich habe viel darüber nachgedacht, und ich habe mit meinem ehrwürdigen und weisen Beichtvater Bex seit Monaten nur diese Pläne besprochen und erwogen.*) Wir dürfen nicht darauf rechnen, Metternich bei Lebzeiten des jetzigen Kaisers seiner Macht zu berauben, sondern wir müssen warten und geduldig sein, und uns damit begnügen, die Zukunft vorzubereiten. Dabei aber habt Ihr meine Schwestern die wichtigste

*) Dieser damalige Beichtvater der Erzherzogin Sophie, der Pater Bex (früher Kaplan des durch ihn zum Katholicismus bekehrten Herzogs von Köthen) ist jetzt der General der Jesuiten in Rom.

Rolle zu spielen. Du, meine liebe Caroline, mußt all den Einfluß, den Du auf das Herz und das Gemüth des Kaisers besitzest, dazu verwenden, um ihn zu bewegen, daß er ein Testament mache, und daß er in demselben bestimmte Befehle ertheile über die von ihm einzuschlagende Politik. Er muß als letzte Regierungshandlung seinem Sohne gebieten, daß er breche mit dem Systeme, welches man bisher befolgt hat, und welches er selber, der Kaiser Franz, aus innigster Ueberzeugung würde verlassen und aufgegeben haben, wenn er sich nicht in letzter Zeit zu alt und schwächlich gefühlt, um so große und wichtige Neuerungen zu machen, und so augenscheinlich mit seiner Vergangenheit und seinen Ministern zu brechen. Der Kaiser Franz muß es aber seinem Sohne und Erben als eine heilige Pflicht darstellen, sofort beim Antritt seiner Regierung zu beweisen, daß es sein ernster und fester Wille ist, die Vergangenheit wieder gut zu machen, die heilige Religion wieder in ihre Rechte einzusetzen, die Jesuiten wieder zu restauriren, und ihnen zum Heil des Volkes und des Staates die Leitung der Schulen und die Erziehung des Volkes zu übertragen. Das ist es, meine Schwester, wozu Du Deinen Gemahl zu bestimmen suchen mußt.

Ich werde alle meine Ueberredungsgabe, alle Mittel, welche mir zu Gebote stehen, diesem Zwecke widmen, sagte die Kaiserin seufzend, aber ich fürchte, ich werde zufrieden sein müssen, wenn ich auch nur einen kleinen Theil von dem erreiche, was Du forderst, meine Schwester.

Habe nur den festen Willen siegen zu wollen, rief Sophie mit flammenden Augen. Die Männer sind niemals weicher und nachgiebiger, als wenn sie krank sind, und die Frauen niemals stärker und unwiderstehlicher, als wenn sich es ihren Männern darstellen im heiligen Dienst frommer Krankenpflegerinnen. Und jetzt zu Ihnen, meine theure Schwägerin Anna. Auch Sie haben eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Sie müssen auf das Gemüth Ihres Gemahls so zu wirken suchen, daß er, wenn er zur Regierung gelangt, von Herzen bereit ist, ein neues System einzuschlagen, mit der Vergangenheit zu brechen und pünktlich den Befehlen zu folgen, welche der Kaiser ihm in seinem Testament geben wird, oder, wenn der Kaiser Franz nicht zu solchen Concessionen veranlaßt werden kann, aus freiem Antrieb und aus eigener Machtvollkommenheit einen Regierungswechsel vorzunehmen. Er muß von dieser seiner Gesinnung sofort beim Antritt seiner Regierung einen schlagenden Beweis geben, er muß

den Fürsten Metternich seiner Dienste entlassen und ihn in den Ruhestand setzen. Ihn zu diesem Entschlusse zu bringen, das ist Ihre Aufgabe, theuerste Anna, und ist von der höchsten Wichtigkeit, daß Sie dieselbe erfüllen.

Ich glaube, daß sie nicht allzuschwierig ist, und daß ich sie erfüllen kann, sagte Anna mit einem matten Lächeln. Mein Gemahl ist dem Fürsten Metternich niemals gewogen gewesen, und in letzter Zeit hat sich seine Abneigung bis zum höchsten Grade gesteigert. Aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß dies nicht mein Verdienst, und daß nicht Ich so außerordentlich auf das Gemüth des Erzherzogs Ferdinand habe zu wirken verstanden. Meine Kammerfrau Katharina Cibbini ist es, welche dem Erzherzog diese glühende Abneigung eingeflößt hat, und wie ich glaube immer noch bemüht ist, sie zu steigern. Es scheint, sie haßt den Fürsten, vielleicht weil sie ihn einst, wie ich vermuthe, geliebt hat, und von ihm hintergangen worden ist, und da sie eine sehr energische Person ist, so wäre sie wohl gern bereit, ihren Haß in Thaten zu verwandeln. Wenn Sie erlauben, theure Freundin, diese meine Kammerfrau so viel wie nöthig ist in unsere Pläne einzuweihen, und ihr zu

sagen, was sie zu thun hat, so glaube ich wohl, daß wir unser Ziel erreichen, und daß mein Gemahl sicherlich dazu bewogen werden kann, ein neues Regierungssystem einzuführen und den Fürsten Metternich zu entlassen.

Thun Sie das, meine Freundin, beauftragen Sie Ihre Kammerfrau, uns in unseren heiligen Bestrebungen zu unterstützen. Wir brauchen allerdings der Bundesgenossen aus allen Schichten der Gesellschaft, und Jeder soll uns willkommen sein, der mit regem Eifer unsern Absichten zu dienen bereit ist. Metternich muß gestürzt werden, das ist die heilige Aufgabe unserer nächsten Zukunft, und wir dürfen nichts versäumen, was uns diesem Ziele näher bringen kann.

Aber wenn es uns wirklich gelingen sollte, diesen gefährlichen Mann zu entfernen, wen wollen wir alsdann an seine Stelle setzen? fragte die Kaiserin Caroline. Hast Du schon darüber nachgedacht, Schwester Sophie? Hast Du schon überlegt, wer der geeigneteste Mann sein könnte, um mit fester und energischer Hand das Ruder zu ergreifen und das Staatsschiff einzulenken in ein anderes Fahrwasser?

Das Beßte wäre, wenn der Kaiser gar keinen Andern an Metternich's Stelle setzte, sagte Sophie, wenn

er allein das Scepter hielte, und in seiner Güte und Milde es seiner lieben Gemahlin Anna gestattete, mit unserer Beihülfe seine Hand zu lenken und zu regieren. Aber ich fürchte, das wird nicht durchzuführen sein, und da unser theurer Schwager Ferdinand leider kränkelt —

Er ist leidender und kränker als jemals, unterbrach sie Anna leise und schüchtern. Es vergeht fast kein Tag ohne daß er einen Anfall seiner schlimmen Krankheit hat, und nur Katharina Cibbini vermag es alsdann, den finstern Dämon zu bannen, und meinem armen Gemahl Linderung seiner Schmerzen zu verschaffen. Aber jeder Anfall übt doch einen schlimmen Einfluß auf ihn aus und lähmt auf einige Stunden sein Gedächtniß und seine Geisteskraft. Er ist dann wie ein armes, krankes Kind, das keinen Willen hat, sich angstvoll an seine Umgebung anklammert und nach einem starken Arme sucht, um sich zu stützen und aufrecht zu halten. Ich, fürchte mein Gemahl ist den täglichen geistigen Anstrengungen, denen er sich seit einiger Zeit nach dem Willen und Befehl des Kaisers unterziehen muß, nicht gewachsen. Er arbeitet jeden Vormittag drei Stunden in dem Cabinet des Kaisers, und jedesmal kommt er erschöpft

und zitternd von dort zurück, und jedes Mal stellen sich kurze Zeit nachher die unglücklichen Anfälle ein.

Und ein solcher unglücklicher Kranker soll regieren, soll Kaiser werden! rief Sophie. Es ist unmöglich! Wir müssen allerdings darauf bedacht sein, ihm einen kräftigen und einsichtsvollen Mann, einen Mann unserer Wahl an die Seite zu stellen. Wer das sein soll? Darüber wollen wir nachdenken, wenn wir erst das Wichtigere und Nothwendigere vollbracht haben, wenn wir erst den Feind der Kirche und der Religion, wenn wir Metternich beseitigt haben. Das sei unser erstes Ziel, darauf müssen wir alle unsere Kraft verwenden. Ihr kennt jetzt Eure Aufgaben. Erfüllt sie, meine Schwestern, strebt mit Eifer und Umsicht dem hohen Ziel entgegen, das wir erreichen müssen zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche. Metternich muß gestürzt werden! Das ist unsere Parole für die nächste Zeit! Bewahrt sie als ein Geheimniß, das Niemand verrathen werden darf. Und nun, meine Freundinnen, laßt uns die Conferenz beendigen. Es ist Zeit, daß wir aus unserm geheimnißvollen Schlupfwinkel wieder hervorgehen und die Last unserer Stellung wieder auf uns nehmen. Jede von uns hat einen Gemahl, einen Hofstaat, hat daher Rücksicht zu

nehmen. Es kann auffallen, daß wir alle Drei immer zur selben Zeit und Stunde unsichtbar werden, und wenn man entdeckte, daß wir Drei in einem abgelegenen Zimmer der Burg geheime Zusammenkünfte haben, so könnte das alle unsere Pläne gefährden, den klugen und listigen Herrn Metternich aufmerksam und wachsam machen und selbst den Argwohn des Kaisers erregen. Auf also, meine Freundinnen, auf, laßt uns in unsere Gemächer zurückkehren! —

Die drei fürstlichen Frauen hatten kaum das Zimmer verlassen, als das lebensgroße Bild der Kaiserin Maria Theresia, welches an der Wand neben dem Divan hing, sich leise bewegte, sich an der einen Seite langsam von der Wand abhob, wie eine Thür, welche man vorsichtig öffnet, um einen Durchgang zu gewinnen. Und wirklich bot diese Thür einen Durchgang dar, und aus demselben hervor trat Katharina Cibbini in das Gemach ein.

Ah, sagte sie aufathmend, welch ein Glück, daß ich das Geheimniß dieser Zusammenkunft kannte, und daß ich durch einen Zufall diesen köstlichen Wandschrank entdeckte. In ihm geborgen, konnte ich Alles hören, Alles verstehen. „Metternich muß gestürzt werden.“ Das also ist die Parole der ehr-

geizigen Erzherzogin Sophie. Metternich muß gestürzt werden ad majorem dei gloriam. Metternich muß gestürzt werden, damit die Jesuiten zur unbedingten Herrschaft gelangen! Ah, die Jesuiten werden mir meine Gefangenen nicht befreien und mein unglückliches Vaterland nicht erlösen aus seinen Ketten der Knechtschaft. Nur Metternich vermag das, wenn der Tod des Kaisers ihm seinen freien Willen giebt, nur Metternich thut das, wenn ich ihm beistehe und meinen Einfluß auf das Gemüth des kranken Erzherzogs zu Gunsten Metternichs verwende. Ein Glück, daß er heute Abend zu mir kommt. Ich werde ihm mittheilen, was ich vernommen habe und mit ihm verabreden, was wir zu thun haben, um die Pläne der frommen Jesuitenfreundinnen unwirksam zu machen. Der Kaiser muß sein Testament machen, das ist die Hauptsache! Er muß es machen, bevor er noch kränker, und dadurch der Einfluß seiner Gemahlin bedeutender wird. Metternich muß ihn bewegen, dies Testament zu machen und in seinem Sinne zu machen! Ja, das ist es, was geschehen muß: der Kaiser muß sein Testament machen, und Metternich muß ihm dabei behülflich sein!

VIII.

Der Kaiser und der Kronprinz.

Der Kaiser Franz war in der That seit einiger Zeit leidend und kränklich. Wie sorgsam er auch bemüht war, dies vor aller Welt zu verbergen, wie geflissentlich er sich immer noch als den allein regierenden Kaiser und Herrn darstellen mochte, wie viele Anstrengungen er machte, seine Umgebungen an seine völlige Gesundheit glauben zu lassen, so wußte es doch Jedermann, daß der Lebenspfad des Kaisers sich abwärts neige, daß bald der Tod an die Pforte der Kaiserburg klopfen werde, um dem kaiserlichen Leichengewölbe in der Kapuzinerkirche einen neuen Bewohner zuzuführen.

Anfangs war die Kränklichkeit des Kaisers ein Geheimniß gewesen, das man sich im Innern des

Palastes ängstlich in das Ohr flüsterte, das Jedermann sich fürchtete hinauszutragen in die weite Welt und auf die Straße, wo das Volk es vernehmen könnte.

Aber der Kaiser selber hatte das Geheimniß seiner Krankheit hinausgetragen auf die Straße. Er hatte, trotz seiner Kränklichkeit und Hinfälligkeit, trotz des abmahnenden Rathes seiner Aerzte, trotz der Bitten seiner Gemahlin dennoch sich nicht abhalten lassen, das Frohnleichnamsfest in seiner gewohnten frommen Weise zu begehen, dem feierlichen Hochamte im St. Stephansdom mit seinem ganzen Hofstaate beizuwohnen und dann mit der großen weißen Wachskerze in der Hand dem Hochwürdigsten und Heiligsten auf seinem Umzug durch die Straßen Wiens sein kaiserliches Geleite zu geben. Das Volk hatte ihn gesehen, diesen magern, zusammengebeugten, verschrumpften Greis von achtundsechszig Jahren, der hinter dem Hochwürdigsten mühsam und schwankend dahinschritt, es hatte in dieses ernste, strenge, bleiche Angesicht geschaut, diese von spärlichem Silberhaar umrahmte runzelichte Stirn, diese gelben eingefallenen Wangen, diese glanzlosen, strengen, blauen Augen, diese zusammengekniffenen blutlosen Lippen gesehen, die niemals zu einem Lächeln, zu einem milden Ausdruck sich schie-

nen öffnen zu können. Das Volk hatte ihn gesehen als einen schwachen hinfälligen Greis und nicht mehr als den hochgebietenden Kaiser. Seit diesem Frohnleichnamsfest war die Kunde von dem baldigen Ableben des Kaisers aus den Straßen Wiens wie vom Sturmwind getragen durch alle Gauen Oesterreichs dahingeflogen, hatte die Fama es mit ihrem Posaunenschall hinausgetönt durch ganz Europa, und der schmetternde Schall war selbst durch die eisenvergitterten Fenster der Gefängnisse hindurch gedrungen und hatte das Düster derselben mit einem Strahl der Hoffnung durchleuchtet.

Ja, der baldige Tod des Kaisers Franz, er war fast für alle seine Unterthanen eine Hoffnung, für Niemand ein bevorstehender Verlust.

Jedermann hoffte und erwartete von seinem Tode eine Aenderung des Bestehenden. Die Einen im guten, die Andern im schlechten Sinn, aber sie hofften doch.

Die fromme Camarilla, mit den drei frommen kaiserlichen Prinzessinnen an ihrer Spitze und geleitet vom Erzbischof Hohenwart und den Beichtvätern Hofbauer und Bex, die fromme Camarilla hoffte, daß der Tod des Kaisers endlich ihr Thor und Thür öffnen und ihr die Macht in die Hände geben würde.

Die politischen Gefangenen, die in den Kerkern von Munckacz, auf dem Spielberg, in den Bleikammern von Venedig und in den düstern Kasematten in Verona und Mantua schmachteten, diese Alle sahen mit herzklopfender Erwartung dem Tode des Kaisers entgegen, weil sie hofften, daß sein Nachfolger das Wort der Gnade sprechen werde, das niemals über die harten, strengen Lippen des Kaisers Franz hatte kommen wollen.

Die Liberalen und Aufgeklärten, diejenigen, welche erkannten, daß das System, nach welchem Oesterreich regiert ward, sich überlebt habe und in Trümmern zusammenbrechen müsse, die Partei, welche zugleich den Jesuiten und dem Fürsten Metternich entgegenstrebte, und an deren Spitze die Erzherzoge Karl und Johann standen, diese Partei hoffte auch von dem Tode des Kaisers eine Aenderung des Systems und bereitete sich vor zu dem Vernichtungskampf gegen das alte, allen Neuerungen und somit auch allen Verbesserungen streng verschlossene Regierungswesen, das Schritt vor Schritt, aber unaufhaltsam, wie sie vermeinten, die Monarchie dem Verderben zuführe.

Das Volk endlich, das stets hoffende, stets vertrauende kindliche Volk hoffte von dem Tode des Kai=

sers eine Verminderung seiner materiellen Noth, es hoffte, daß der Kaiser seinen Staatsschatz, der von den Abgaben des Volkes gefüllt worden, seinem Volke vermachen und seine Unterthanen zu seinem Erben einsetzen werde. Man wußte, daß dieser Schatz des Kaisers, Dank dem von Metternich eingeführten Actienschwindel, seit Jahren um viele Millionen bereichert worden. Denn Dank diesem System des Actienhandels und der immer erneuerten Anleihen war Oesterreich überschwemmt worden mit Papiergeld, und das baare Geld dafür war in den kaiserlichen Staatsschatz geflossen. Die Staatsanleihen hatten den Kaiser reich, aber sein Volk arm gemacht; dem Volke war nur das Papier, dem Kaiser aber das Geld geblieben. Man erzählte sich, daß der kaiserliche Schatz die Baarsumme von vierhundert Millionen besitze, aber daß die Schulden des Staates sich auf mehr denn sechshundert Millionen Gulden beliefen. Wer aber mußte die Zinsen dieser ungeheuren Schuldenlast aufbringen? Wer anders als das Volk, als der Bauer, der für die im Schweiße seines Angesichtes erworbene Frucht seiner Felder dem Staate mehr als die Hälfte seines eigenen Verdienstes an directen Steuern zahlen mußte,

während der reiche Banquier und Handelsmann nur die geringste Abgabe zu zahlen hatte.

Das Volk, welches seufzte unter der ungeheuren Last der Abgaben und Steuern, das Volk hoffte also auf den Tod des Kaisers, weil es wähnte, der Kaiser werde es in seinem Testament zu seinem Erben einsetzen, er werde mindestens einen Theil der vielen Millionen seines Schatzes dazu verwenden, um die Staatsschuldscheine ankaufen und verbrennen zu lassen. Gab es doch hier und da noch alte Mütterchen und weißhaarige Greise, welche mit gerührter Stimme ihren Enkeln erzählten von dem herrlichen Tage, als der Kaiser Joseph, heiligen und großen Angedenkens, beim Antritt seiner Regierung zwanzig Millionen Staatsschuldscheine, die er von seinem Vater ererbt, öffentlich auf dem Kohlmarkt hatte verbrennen lassen. Das war ein Geschenk der Liebe gewesen, mit welchem der junge Kaiser Joseph seine Regierung damals begonnen und sein Volk begrüßt hatte.

Diejenigen, welche es jetzt als Greise erzählten, waren damals noch Kinder gewesen, aber die Flammen jenes Scheiterhaufens, auf welchem der große Kaiser die Schulden seines Volkes verbrannte, hatten einen feurigen Wiederschein in ihrer Erinnerung zurückge=

lassen und leuchteten als unvergängliche Morgenröthe in ihren Herzen weiter.

Und warum sollte es nicht sein können, daß der Kaiser Franz dem Beispiel seines großen Oheims folgte, daß er sein Volk zum Erben seiner Millionen einsetzte und ihm mindestens einen Theil des Reichthums wiederschenkte, den er vom Volke bekommen?

Es war die Erwartung, die freudige Zuversicht des Volkes, daß sein „gemüthlicher“ Kaiser Franz dies thun werde, und darum hoffte das arme, hungernde, darbende, von Abgaben gequälte Volk auf den Tod des Kaisers, wie die Camarilla und die Frommen, die Liberalen und die Gefangenen auf denselben hofften.

Daß der Tod des Kaisers nahe bevorstehend sei, das war also ein Geheimniß, welches Jedermann kannte, und welches nur dem Einen verborgen blieb, den es zunächst anging, nur dem Kaiser Franz selber.

Er allein wußte nicht oder wollte es nicht wissen, daß der Wurm des Todes in seiner Brust nagte und hämmerte, und bohrte und pochte, und daß er bald sich würde an das Tageslicht hervorgearbeitet haben. Er allein wußte nicht, daß ganz Oesterreich auf seinen Tod hoffte und schon an dem Horizont der dunkeln Gegenwart mit heimlicher Freude das schwache Auf-

dämmern der Morgenröthe eines Tages zu gewahren glaubte, der mit dem Tode des Kaisers über Oesterreich aufleuchten sollte.

Freilich wußte Franz wohl, daß er leide, aber das war sein Geheimniß, das er kaum seinem Leibarzt, dem Baron von Stifft, mitzutheilen wagte, das er sogar dem lieben Gott selber hätte verbergen mögen, und selbst dem Beichtvater nicht verrieth. Denn daß die Krankheit, daß die ganz gemeinen Körperschmerzen es wagten, die Person des Kaisers zu belästigen, daß sie den Kaiser daran zu mahnen wagten, er auch sei nur ein armes gebrechliches Menschenkind, das dünkte den stolzen Kaiser Franz eine schwere Beleidigung seiner geheiligten Person, und er witterte darin auch in den Kräften der Natur etwas von dem revolutionairen Geist, der als unheilvolles Schreckbild jetzt die ganze Welt in Aufruhr brachte.

Ein Kaiser von Gottes Gnaden durfte nicht krank sein, durfte nicht sterben! Niemand durfte es wagen, zu vermuthen, daß er bald von einem mächtigeren Herrscher, als er selber es war, von dem Tode könnte gezwungen werden, seine Regierung niederzulegen. So lange seine ausgemergelten, zitternden Hände es noch vermochten, mußten sie das Ruder des Staates fest-

halten, mußten sie die Maschine drehen und regieren, wie sehr sie auch auf ihren Angeln knarrte und krachte.

Er konnte sich nicht entschließen, auch nur den kleinsten Theil seiner absoluten Macht in andere Hände zu legen, denn er würde dadurch zugestanden haben, daß auch Andere das thun könnten, was ihm zu thun oblag, daß auch Er, der Kaiser, könne ersetzt werden. Es war daher schon ein großes Zugeständniß gewesen, daß er seinen Sohn, den Kronprinzen Ferdinand seit einiger Zeit Theil haben ließ an den Geschäften, daß er neben ihm im Cabinet sitzen und Acten durchlesen und seinem kaiserlichen Vater darüber Bericht erstatten durfte.

Der Kaiser hatte freilich Allen gesagt, daß er das Opfer nur bringe, um seinen Sohn in die Geschäfte einzuweihen und ihn zu seinem Kaiserdienst vorzubereiten, er hatte es Niemanden verrathen, daß er es eigentlich nur deshalb gethan, weil er nicht mehr im Stande war, die seit Jahren sich aufhäufenden Arbeiten zu bewältigen, die Berge von Actenstößen zu lesen, die in seinem Cabinet aufgethürmt waren, und denen nur die kaiserliche Zustimmung fehlte, um als Gesetze hinauszugehen in die Welt. Aber es war einmal das Princip des Kaisers, Alles selbst zu lesen,

selbst zu prüfen, in keinem Verwaltungszweige etwas geschehen zu lassen, das er nicht geprüft, das er nicht genehmigt hatte. Die Acten liefen daher aus allen Ressorts der Verwaltung bei ihm ein, aber es war eine physische Unmöglichkeit, sie alle zu lesen, und doch durften sie nicht ungelesen unterzeichnet werden. Sie blieben also in dem kaiserlichen Cabinet liegen. Viele dieser Acten lagerten dort schon seit Jahren, und die wichtigsten Maßregeln einzelner Collegien, beschlossene, von den Staatskörpern berathene Gesetze konnten nicht zur Ausführung gelangen, weil es unmöglich war, für sie die Unterschrift des Kaisers zu erlangen.*) Die Hand, welche diese Unterschriften zeichnen mußte, ward aber immer schwerer und langsamer, die Augen, welche diese Acten lesen wollten, bevor sie unterzeichneten, wurden immer müder und blieben oft Stunden lang gedankenvoll auf einer Seite ruhen, während die Berge von Acten ihn anstarrten und auf Ablieferung harrten.

Auch heute hatte der Kaiser in seinem Cabinet gearbeitet, stundenlang gearbeitet, und neben ihm sein Sohn, der Kronprinz Erzherzog Ferdinand. Welch

*) Schmidt: Zeitgenössische Geschichten. S. 463.

ein seltsames Bild, diese Beiden zu sehen, welche da an dem großen grünen, mit Papieren belasteten Tische saßen, sie zu sehen und sich dabei zu erinnern, daß diese Beiden in sich die Gegenwart und die Zukunft Oesterreichs repräsentirten.

Dieser bleiche, düstere Greis mit dem versteinerten Angesicht, mit der hagern, zusammengefallenen Gestalt, die so oft zitternd zusammenschreckte von dem harten, krampfhaft pfeifenden Husten, der aus seiner Brust wie aus einem offenen Grabe hervortönte, dieser Greis, der mit glanzlosen Augen da auf den Actenstoß hinstarrte, dessen Blätter er seit einer halben Stunde nicht umgeschlagen, das war der regierende Kaiser, das war die Gegenwart Oesterreichs.

Diese andere bleiche Gestalt da ihm gegenüber, dieses arme, zusammengedrückte, kleine Wesen, von dem, wenn man sein Antlitz anschaute, man nicht zu sagen wußte, ob es einem Kinde oder einem Greise angehöre, das aber jedenfalls nicht das Antlitz eines Mannes war, diese schwächliche, engbrüstige Gestalt mit dem bleichen nichtssagenden Gesicht, mit dem kindischen, gutmüthigen Lächeln um die schmalen, blutlosen Lippen, mit dem großen wasserköpfigen Haupte, mit der seltsam zusammengedrückten und doch geschwol-

lenen Stirn, mit den kleinen wasserblauen Augen, die herumirrlichterirten auf dem Actenstoß, dessen Blätter er, ohne sie zu lesen, mit fieberhafter Eile umwendete, während ihm dabei von der Anstrengung des Arbeitens große Schweißtropfen auf der gelbgrauen Stirne standen, das war der Kronprinz, das war die Zukunft Oesterreichs.

Seit drei Stunden hatten sie so neben einander gesessen, seit drei Stunden hatten sie „gearbeitet". Beiden war es daher eine willkommene Musik, wie man an ihren sich aufheiternden Gesichtern sehen konnte, als jetzt die große Pendule, die auf dem Marmorkamine stand, die Stunde anschlug.

Zwölf Uhr, rief der Kaiser aufathmend. Da müssen wir halt aufhören zu arbeiten, denn um zwölf Uhr hab' ich die Deputation der Professoren aus Laibach hieher bestellt. Gehen's also, Herr Kronprinz, haben für heut' genug Beid' gearbeitet und können uns wohl Ruhe gönnen. Sind's fleißig gewesen, Herr Sohn?

Der Kronprinz deutete mit einem Ausdruck kindlicher Freude auf den Stuhl, der neben seinem Fauteuil stand und auf dem eine ziemliche Menge blauer Actenhefte aufgeschichtet war.

Ich habe zehn dicke Actenstücke durchgearbeitet, sagte er mit seiner dünnen, kreischenden Kinderstimme. Ich versichere Ew. Majestät, daß es eine sehr angreifende Arbeit war, denn es gab so sehr viele Blätter umzuschlagen und so sehr Vieles zu lesen, was ich nicht verstand und doch so gern verstehen wollte.

Und der Kronprinz, als ob die Erinnerung an die überstandene Arbeit ihn auf's Neue anstrenge, der Kronprinz trocknete sich mit seinem Taschentuch den Schweiß, der in immer größeren Tropfen sich mehrte, von seiner Stirn ab.

Ja, ja, erwiederte der Kaiser, langsam sein müdes Haupt schüttelnd, glaub's wohl, daß Sie noch nicht Alles verstehen, Herr Sohn. Es ist halt gar so eine schwere Kunst, das Regieren, und Mancher lernt's niemals. Aber ich will Ihnen etwas sagen, Herr Sohn, und Sie mögen's sich merken für Ihre ganze Zukunft: die Hauptsach' ist, daß man Alles läßt, so wie es ist, und daß man um Gotteswillen nur nit zu viel regiert. Wenn die Staatsmaschin' erst einmal im Gang' ist, so muß man nur darauf achten, daß sie im richtigen Gleis bleibt, aber man muß sich wohl hüten, den Versuch machen zu wollen, etwas an ihr zu ändern und zu bessern, oder sie gar neugestalten

zu wollen. Glauben's mir, nur das Alte, Bestehende ist das Gute und Vernünftige, und wer mir davon reden will, daß etwas geändert werden muß, den haß' ich als meinen Feind, und von dem weiß ich, daß er das Verderben des Staates will.

Aber, Ew. Majestät, sagte der Kronprinz schüchtern, indem seine trüben Augen in einem Strahl geistigen Lebens aufleuchteten, aber Ew. Majestät wollen mir gnädigst die Bemerkung erlauben, daß das Alte, Bestehende doch nicht ewig dauern kann. Es nutzt sich ab und überlebt sich und muß dann doch durch etwas Neues, Frisches ersetzt werden.

So? Meinen's das wirklich, Herr Sohn? fragte Franz mit einem scharfen, fast feindseligen Blick auf den Kronprinzen. Haben sich also auch schon anstecken lassen von den Neuerungsgelüsten? Meinen auch, daß das Alte sich überlebt und abgenutzt hat? Ich sag' Ihnen aber, daß das gar arge verbrecherische Ideen sind, die geradezu zum Aufruhr und zur Revolution führen.

Aber, sagte der Kronprinz, der es zuweilen wagte, mit dem Eigensinn eines Kindes sogar dem Kaiser gegenüber auf seinen Ansichten und Ideen zu beharren, aber ich mein', daß vielleicht gerade das ängstliche

Festhalten des Alten und das eigensinnige Beharren bei den alten und überlebten Ideen zur Revolution und zum Aufstand führen muß. Die Welt steht einmal doch nit still, sondern sie schreitet vorwärts, und so wollen auch die Völker vorwärts schreiten und wollen nit mehr Kinder sein, die man am Gängelband väterlicher Autorität erzieht, sondern Männer, die —

Er verstummte mitten in dem begonnenen Satz, denn sein Auge, das unsicher immer umherirrte, traf eben das Antlitz des Kaisers und begegnete seinen Blicken, die mit zornigem Entsetzen sich in das Antlitz seines Sohnes einbohrten. Dieser Blick machte auf einmal die Energie des Kronprinzen aufhören.

Ich weiß nicht, fuhr er nach einer kleinen Pause schüchtern und stotternd fort, ich weiß nicht, ob Ew. Majestät auch der Meinung sind, aber Oncle Johann sagt es, und Oncle Johann —

Ah, unterbrach ihn der Kaiser mit einem kurzen rauhen Lachen, es ist also mein Herr Bruder Johann, der Dir diese Weisheit beigebracht hat? Es ist mein Herr Bruder Johann, der sich der Mühe unterziehen will, den künftigen Kaiser in seinen revolutionairen Ideen zu unterrichten. Das also war wohl die Absicht, weshalb der Herr Bruder seine steyermärkischen

Berge und meine vielgeliebte Schwägerin, die Postmeisterstochter Anna Plochl, verließ, und hierher kam nach Wien und hier seit vier Tagen sich aufhält? Hat Ihnen also auch seinen Besuch gemacht, der liebe Oncle Johann?

Ja, sagte der Kronprinz, indem er vergnügt wie ein Kind seine beiden Hände ineinander rieb, ja, hat mir seinen Besuch gemacht, ist jeden Tag bei mir gewesen, der liebe Oncle Johann. Und ich versichere Ew. Majestät, daß ich mich jedesmal sehr gefreut hab', wenn er halt kommen ist. Er ist gar so ein lieber prächtiger Herr, und so klug, ach so klug! Hat Alles gelernt, Alles studirt und ist dabei gar nit stolz und hochmüthig, sondern liebreich und freundlich gegen Jedermann.

Wahrhaftig, rief der Kaiser mit seinem rauhen, höhnischen Lachen, er ist am Ende so gut, sich auch gegen Sie, den Kaiser der Zukunft, recht liebreich und freundlich zu zeigen?

Ach ja, sagte der Kronprinz lächelnd und mit dem Ausdruck freudigen Stolzes, ach ja, er ist sehr liebreich und freundlich zu mir, der liebe Oncle Johann. Wollen's wohl glauben, Ew. Majestät, daß er ganze Stunden bei mir bleibt? Und erzählt mir so viel

schöne Sachen und giebt mir so viel gute und weise Lehren, und freut sich so an meinen Sammlungen und wird gar nit müd', sie zu betrachten und zu ordnen. Ist ein gar großer Kenner der landwirthschaftlichen, ethnographischen und technologischen Sachen und hat selber Sammlungen, die viel größer und reichhaltiger sind als die meinen. Aber er ist halt so gut und gefällig gegen mich, daß er mir von einigen seltenen ethnographischen Stücken, wovon er Doubletten hat, mir diese zu schenken versprochen hat. Er wird sie mir schicken, ja, er wird sie mir schicken, der liebe Oncle Johann, sobald er nach Steyermark zurückkehrt.

Na, dann werden Sie die Sachen recht bald erhalten, denn er wird recht bald nach Steyermark zurückkehren, sagte der Kaiser trocken. Ich denk', er wird vielleicht schon heute Wien verlassen.

Oh, schon heute, rief der Kronprinz traurig. Ich hätt's halt so gern gesehen, daß er noch hier blieb und mich alle Tag' besuchte, denn ich freu' mich jedes Mal so sehr, wenn er kommt. Wissen's, Ew. Majestät sollten die Gnad' haben, den Herrn Bruder zu bitten, daß er noch ein bissel länger hier in Wien bleibt und mich täglich besucht.

Ich meinestheils thät's halt recht gern, sagte der

Kaiser achselzuckend. Würd' mich sicherlich sehr freuen, wenn der Herr Erzherzog Johann noch länger hier in Wien blieb' und Sie alle Tage besuchte, um Ihnen weise Lehren für die Zukunft zu geben und Sie in der neuen und modernen Staatskunst zu unterweisen. Aber ich fürcht' nur, der Fürst Metternich wird's nit leiden und wird meinen, daß Ihnen der Unterricht des Herrn Erzherzogs Johann nit förderlich und zuträglich ist. Wissen wohl, der Herr Fürst Metternich ist auch nit für die Neuerungen, ist auch ein so altmodischer Kopf, wie ich es bin, meint auch, daß Neuerungen und Veränderungen im Regierungssystem schädlich sind und daß man damit der Revolution Thor und Thür öffnet. Wird's also nit gern haben, der liebe Fürst Metternich, wenn mein Herr Bruder Johann Ihnen andere Grundsätze einflößt, sondern wird wünschen, daß der Herr Erzherzog Johann recht bald Wien verlassen möcht'. Und da der Metternich sich halt so sehr gut steht mit dem Grafen Sedlnitzki, dem mächtigen und klugen Polizeiminister, so fürcht' ich, daß Metternich durch den Sedlnitzki den Herrn Erzherzog wird ersuchen lassen, Wien zu verlassen. Sollen sehen, das geschieht, ehe wir's verhindern und ein Wort zu Ihren Gunsten einlegen können, denn

der Metternich besinnt sich halt immer nit lang', und wenn er meint, daß eine Sach' nothwendig ist und geschehen muß, so sorgt er dafür, daß sie gleich geschieht.

Ja, ich glaub's, rief Ferdinand mit ungewohnter Lebhaftigkeit, glaub's, daß der Metternich Alles thun wird, um den Erzherzog Johann, meinen lieben Oncle zu entfernen. Er ist ihm nit grün, das weiß ich halt. Der Herr Erzherzog Johann hat dem Metternich oft tüchtig die Wahrheit gesagt, wenn er dumme Streich' gemacht hatt', und den Metternich ärgerts, daß der Erzherzog Johann vom ganzen österreichischen Volk mehr geliebt wird, als der Herr Staatskanzler. Oh, ich weiß das Alles recht gut, ich laß mir das Alles erzählen, denn ein Kronprinz muß wissen, wie das Volk denkt und wen es liebt und wen es haßt. Und darum hab' ich mir auch erzählen lassen, daß das Volk den Fürsten Metternich gar nit liebt, daß es überall auf ihn erbittert ist, daß es aber den Erzherzog Johann liebt, weil das ein gar so humaner, freundlicher und kluger Herr ist, der die Zeit versteht und die Wünsche des Volkes nit überhört und ganz bei Seite setzt.

Und wer hat Ihnen denn das Alles erzählt, mein

lieber Herr Sohn? fragte der Kaiser, seinen Ingrimm mühsam unter einem Lächeln verbergend.

Wer mir das Alles erzählt hat? wiederholte der Kronprinz, indem er zusammenschrak und einen ängstlichen scheuen Blick auf den Kaiser warf, denn die Frage seines Vaters hatte ihn aus seiner Begeisterung und Arglosigkeit aufgeschreckt und ihn daran erinnert, daß man ihm so oft gesagt, er müsse vorsichtig sein und niemals dem Kaiser verrathen, was man ihm sagen und mittheilen möchte.

Ja, sagte Franz mit erzwungener Freundlichkeit, ja, ich möcht's halt gern wissen, wer Ihnen solche Aufklärungen giebt über die Volksstimmung und Sie so prächtig zu belehren sucht?

Ich hab's vergessen, Majestät, seufzte Ferdinand, dessen Mienen wieder ihren stumpfen gleichgültigen Ausdruck angenommen hatten. Hab's ganz und gar vergessen, wer mir das Alles gesagt und erzählt hat. Ew. Majestät wissen wohl, ich hab' gar so ein schwaches Gedächtniß und vergeß halt gar schnell Alles wieder.

Aber wie mir scheint, behalten's auch Vieles recht lang', rief der Kaiser lachend. Na, gehen's jetzt, Herr Kronprinz,* die Deputation aus Laibach wird schon

lang' auf die versprochene Audienz warten, und Sie wissen wohl, wenn man die Leut' allzulang warten läßt, da werden's verdrießlich. Am End' sind's auch verdrießlich, Herr Kronprinz, wenn ich Sie allzulang' warten laß?

Worauf lassen mich denn Ew Majestät warten? fragte der Kronprinz rasch und mit der unschuldigen Neugierde eines Kindes. Sagen's, Herr Vater, worauf lassen mich denn Ew. Majestät warten?

Der Kaiser schaute einen Moment mit forschendem Blick in das Gesicht seines Sohnes, dann als er den unbefangenen kindlichen Ausdruck desselben mit prüfendem Auge erkannt hatte, zuckte er fast verächtlich die Achseln.

Auf Ihre Entlassung hab' ich Sie warten lassen, mein' ich, sagte Franz dann mit einem mühsamen Lächeln. Aber gehen's jetzt, Herr Kronprinz, ich will Sie nit länger aufhalten. Sie haben für heute genug gearbeitet und müssen sich jetzt amüsiren. Vielleicht besucht Sie der liebe Oncle Erzherzog Johann heute wieder, dann werden Sie sich gewiß amüsiren. Wollen hoffen, daß er noch Zeit findet, ehe der Metternich zu ihm schickt.

Er hat's mir versprochen, daß er kommen wollt',

rief Ferdinand freudig, indem er aufstand und sich zum Gehen anschickte. Ja, versprochen hat er mir, daß er kommen wollt', der liebe Oncle Johann, aber wer weiß jetzt, ob er Wort halten kann. Ew. Majestät sagten es ja selbst, der Metternich kann ihn halt nit leiden, und er wird am End' es zu machen wissen, daß der Herr Erzherzog Johann noch heute Wien verläßt und mich also halt nit mehr besucht. Das würd' mich aber recht ärgern, und ich würd's dem Herrn Fürsten Metternich nimmer vergeben und vergessen. Bin ihm halt überdies nit recht grün, hab' ihn eigentlich gar nit gern, nein, ich muß es sagen, ich hab' den Fürsten Metternich gar nit gern. Hab' ihn nit gern.

Er war aufgestanden, und indem er jetzt vor dem Kaiser seine unterthänige Referenz machte und dann rückwärts gehend der Thür zuschritt, wiederholte er immer und immer wieder halblaut vor sich hin: Hab' ihn nit gern, hab' ich halt gar nit gern, den Fürsten Metternich.

VIII.

Das Testament.

Der Kaiser schaute seinem Sohn mit einem düstern gehässigen Blicke nach. Er hat ihn halt gar nit gern, sagte er mit einem spöttischen, wegwerfenden Ton, als sich die Thür hinter dem Kronprinzen geschlossen hatte. Er hat den Metternich halt gar nit gern. Hat die Lection recht gut behalten, die ihm der Oncle Johann beigebracht hat. Ist gar nit so dumm, als er aussieht, der Herr Kronprinz, und vergißt nur das, was er vergessen will. Schauen's, schauen's, der Herr Kronprinz findet also, daß man mit der Zeit fortschreiten muß, daß man Neuerungen und Verbesserungen einführen muß. Der Herr Johann hat es also schon verstanden, ihm etwas einzuflößen von dem modernen Gift, das jetzt die Menschheit wahnsinnig macht,

und das Gift ist schon dem Kronprinzen in seinen schwachen Kopf gestiegen. Es ist gut und nützlich, das zu wissen, denn man muß seine Maßregeln darnach nehmen. Ja, ja, man muß seine Maßregeln darnach nehmen. Ich werd' den Metternich rufen lassen und mit ihm das Nöthige verabreden. Aber zuerst will ich die Deputation annehmen.

Er ergriff die silberne Handklingel und ließ sie zweimal in kurzen Zwischenräumen ertönen. Sofort öffnete sich die Thür der kaiserlichen Kanzlei, welche sich unmittelbar neben dem Cabinet des Kaisers befand, und der erste Kanzleisecretair trat in das Gemach ein.

Da nehmen's die Acten dort, die der Herr Kronprinz erledigt hat, sagte der Kaiser. Hab' gesehen, daß er öfter ein Wort ausgestrichen hat, also muß Alles noch einmal abgeschrieben werden. Denn die Hauptsach' bei allen Acten und Depeschen ist, daß sie recht sauber, correct und orthographisch geschrieben sind und daß kein Wort darin ausgestrichen ist. Sag' Er das allen den Herren da drin in meinem Namen. Sie sollen sich mehr Mühe geben und mehr auf den Ausdruck und die Orthographie achten. Hab' heute wieder meine Zeit damit hinbringen müssen, in einem

Actenstück hier die Stylfehler und die orthographischen Schnitzer zu corrigiren und bin dadurch so aufgehalten worden, daß ich nur ein einziges Actenstück zu End' bekommen habe.*) Sollen sich also mehr Mühe geben, die Herren Kanzleiräth'. Sauber und correct schreiben, das ist die Hauptsach' bei allen Acten.

Dann, als der Secretair mit den Acten wieder in die Kanzlei zurückgetreten war, klingelte der Kaiser wieder und befahl dem aus dem Vorsaal eintretenden Kammerhusaren, die Deputation der Professoren aus Laibach eintreten zu lassen.

Der Kaiser empfing indessen die Herren Professoren mit ziemlich düsterm und unfreundlichem Gesicht. Sie waren gekommen, um den Kaiser im Namen der Universität Laibach zu bitten, daß er die auf ihn einstimmig gefallene Wahl eines Rector magnificus in Gnaden annehmen und dadurch der Universität einen Beweis geben wolle von seiner Huld und Gewogenheit. Der Rector der Universität befand sich an der Spitze

*) In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich der Kaiser, als mit einer wichtigen Regierungs-Angelegenheit, stundenlang damit, aus den ihm zur Unterschrift vorgelegten Actenstücken alle orthographischen oder auch Stylfehler heraus zu corrigiren, wobei es oft geschah, daß er noch größere Fehler hinein corrigirte. Siehe Schmidt, Zeitgenössische Geschichten.

dieser Deputation und trug in einer schöngesetzten und wohleinstudirten Rede dem Kaiser die Wünsche der Universität vor.

Aber das Antlitz des Kaisers blieb finster und mürrisch, er konnte die Worte des Kronprinzen noch immer nicht vergessen, er hörte immer noch, wie er mit seiner näselnden Kinderstimme sagte: Das Alte, Bestehende kann doch nit ewig dauern, es nutzt sich ab und überlebt sich und muß durch etwas Neues, Frisches ersetzt werden.

Diese Worte des Kronprinzen tönten noch immer vor den Ohren seines kaiserlichen Vaters und erfüllten ihn mit Schrecken und Zorn und ließen ihn wenig achten auf die schöne Rede des Rectors der Universität Laibach. Es kam ihm nur darauf an, der Herren sobald als möglich los zu werden, um Metternich rufen zu lassen um mit ihm die Zukunft zu berathen. Als daher der gelehrte Herr jetzt schwieg, beeilte sich der Kaiser, ihm in einigen kurzen freundlichen Worten zu danken für die ihm zugedachte Ehre, die er indessen erklärte, nicht annehmen zu können.

Ew. Majestät lehnen unsere unterthänigste Bitte ab? fragte der Rector verwirrt und stotternd.

Ja, sagte der Kaiser, ich lehne sie ab, es ist zu

viel unverdiente Ehre für mich, der Rector magnificus Eurer gelehrten Anstalt zu sein.

Ew. Majestät ließen uns indessen hoffen, wagte der Rector zu bemerken, ließen uns hoffen, daß Allerhöchstdieselben unserer Bitte willfahren würden, und nur in dieser Hoffnung erlaubten wir uns um die Gnade einer Audienz zu bitten.

Es ist wahr, ich wollt' erst die mir erzeigte Ehre annehmen, sagte Franz, und der Fürst Metternich mag Ihnen das gesagt haben. Aber ich hab' mich halt jetzt anders besonnen. Es ist noch nimmer vorgekommen, daß ein Kaiser von Oesterreich Rector magnificus Eurer Universität gewesen ist. Es wäre daher eine Neuerung, und ich, meine Herren, ich hasse die Neuerungen und ich werde sie niemals begünstigen. Bleib' aber nichtsdestoweniger Ihnen und Ihrer Universität in Gnaden gewogen. Ihre Hochschule hat immer einen guten Ruf gehabt, die Krainer Studenten hat man immer für gute Studenten gehalten, und ich bin überzeugt, Sie werden, als die angestellten Lehrer dieser Studenten, darnach trachten, ihnen diesen Ruf zu erhalten. Vor allen Dingen, meine Herren, halten Sie sich immer an das Alte; denn dieses ist gut und unsere Vorfahren haben sich dabei wohl befunden,

warum sollten wir es nicht? Es sind jetzt neue Ideen im Schwunge, die ich nicht billigen werde. Enthalten Sie sich von diesen und halten Sie sich an das Positive, denn ich brauche keine Gelehrte, sondern nur rechtschaffene Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden liegt Ihnen ob. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle, wer dies nicht thun kann oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen.*)

Und mit einem kurzen Kopfnicken und einem gebieterischen Wink nach der Thür hin entließ er die Professoren, die sich betäubt und verwirrt von den strengen Worten ihres ungnädigen Gebieters stumm und eilig zurückzogen.

Dummes Gelehrtenvolk, brummte der Kaiser vor sich hin. Solche Kerle bilden sich Wunder was ein auf ihr bischen einstudirtes Wissen und ihre sogenannte Gelehrsamkeit. Meinen, es sei was Rechts, daß sie die Feder führen könnten. Würden's aber nit thun, wenn sie ordentliche Kerls wären, wenn sie nit das Kanonenfieber hätten, und darum aus Feigheit es nit

*) Des Kaisers eigene Worte, ganz unverändert und in ihrer Ausdrucksweise. Siehe: Vertraute Briefe aus Oesterreich. Von einem Diplomaten, der sich ausruht. Bd. I. 56.

vermieden hätten, Soldaten zu werden. Wenn sie schießen könnten und den Degen zu führen wüßten, die Herren Gelehrten, so thäten sie nit schreiben und elende Bücher machen.*)

Während der Kaiser, langsam im Cabinet auf und ab gehend, seiner Verdrießlichkeit in diesem Ausfall auf die ihm stets verhaßten Gelehrten Luft machte, standen draußen im Vorsaal zwei Herren im leisen eifrigen Gespräch miteinander. Der Eine war der Herr Staatskanzler Fürst Metternich, der Andere war der kaiserliche Leibarzt Baron von Stifft. Sie waren sich anscheinend durch Zufall hier soeben im Vorsaal des Kaisers begegnet, und da die Deputation der Professoren sich noch im Cabinet des Kaisers befunden, hatten sie, deren Entlassung abwartend, ein Gespräch miteinander begonnen.

Sie glauben also wirklich, lieber Baron, fragte Metternich jetzt leise, Sie glauben, daß der verhängnißvolle Zeitpunkt herannaht?

Er ist ganz nahe vor der Thür, Durchlaucht, erwiederte der Baron feierlich. Der Kaiser hat keine vierzehn Tage mehr zu leben. Ich habe ihn gestern

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hormayr, Annemonen. Bd. III.

untersucht und alle meine schlimmen Vermuthungen bestätigt gefunden. Die beiden Lungenflügel sind gänzlich zerstört, und nur am rechten Flügel ist noch ein kleiner Lappen geblieben. Wenn der aufgezehrt ist, hört das Leben auf. Der Kaiser hält sich nur noch aufrecht durch seinen eisernen Willen, aber wenn das bischen Rest von Lunge ausgehustet ist, wird er sich dennoch der höhern Macht des Todes unterwerfen müssen. Treffen Sie also Ihre Vorkehrungen, Durchlaucht, es ist die höchste Zeit.

Ich habe mich vorbereitet und bin entschlossen, das Aeußerste zu wagen, denn das Wohl der Monarchie steht auf dem Spiel, sagte Metternich feierlich. Es kommt nur darauf an, theurer Freund, ob Sie mich unterstützen wollen, ob Sie entschlossen sind, das entscheidende Wort zu lanciren?

Sie meinen, dem Kaiser zu sagen, daß es nothwendig ist, sein Testament zu machen? Ja, ich bin entschlossen dazu, und es ist meine Pflicht, dies zu thun. Ich gehe jetzt hinein, denn es ist die gewöhnliche Stunde meines Besuches, und die Deputation ist entlassen.

Wissen Sie, flüsterte Metternich, dessen sonst so frisches rosiges Gesicht eben eine ungewöhnliche Blässe

zeigte, wissen Sie, daß ich ein Gefühl wirklicher Angst habe, daß mein Herz klopft, als ginge ich einem großen, entscheidenden Moment entgegen?

Ich gestehe Ihnen, sagte der Leibarzt lächelnd, ja, ich gestehe Ihnen, daß mir selber auch etwas beklommen zu Muthe ist, und daß ich es nicht ungern sähe, wenn ich dem Kaiser durch einen andern Mund meine unheilvolle Botschaft mittheilen könnte. Ich hab's versucht, war feig genug, die Kaiserin zu bitten, daß sie es übernehmen möchte, aber sie hat es abgelehnt, es fehlt ihr auch der Muth dazu. Und es geschieht mir auch ganz Recht damit. Mein Beruf legt mir die Pflicht auf, meinen Kranken die Wahrheit über ihren Zustand zu sagen, und es muß dabei gleichviel sein, ob der Kranke ein Bettler, oder ein Kaiser ist. Ich gehe also, meinen Beruf zu erfüllen und meinem Patienten die Wahrheit zu sagen über seinen Zustand.

Gehen Sie, Herr Baron, sagte Metternich, ihm die Hand darreichend, gehen Sie und seien Sie versichert, daß ich von dieser Stunde an Ihr dankbarer Schuldner bleiben werde.

In diesem Augenblick ertönte aus dem kaiserlichen Cabinet, dessen Thür der Leibarzt mit eilfertigen

Schritten sich näherte, der Ruf der kaiserlichen Handklingel und der Kammerhusar öffnete die Thür.

Man hörte die Stimme des Kaisers, welche rief: Ein Lakay zum Fürsten Metternich. Ich lasse den Herrn Staatskanzler ersuchen, sich sogleich zu mir zu bemühen.

Der Leibarzt, der sich schon am Eingang des kaiserlichen Cabinets befand, wandte sein Haupt zurück nach dem Fürsten hin und wechselte mit ihm einen lächelnden Blick des Einverständnisses, dann schritt er vorwärts und verschwand in dem kaiserlichen Cabinet.

Nun gebe Gott, daß er reüssirt, flüsterte Metternich in sich hinein, die nächste Stunde entscheidet über meine Zukunft nicht allein, sondern auch über die Zukunft Oesterreichs.

Der Leibarzt Baron von Stifft war indessen in das Cabinet des Kaisers eingetreten, ohne daß es dazu der Anmeldung des Kammerhusaren bedurft hätte. Dem Leibarzt und dem Fürsten Metternich war allein vom Kaiser das Privilegium verliehen worden, unangemeldet in das Gemach des Kaisers eintreten zu dürfen, wenn der Dienst es erheischte, und der Baron von Stifft befand sich eben im Dienst, er

machte seinem kaiserlichen Patienten seinen gewöhnlichen Morgenbesuch.

Majestät, sagte er, sich dem Kaiser nähernd, Majestät, der Fürst Metternich, den Ew. Majestät soeben befehlen, muß warten und mir den Vorrang einräumen. Seine Durchlaucht ist einer von den getreuen Dienern, welche die Befehle des kaiserlichen Herrn schon errathen, bevor sie noch ausgesprochen werden, und der Fürst befand sich daher schon im Vorzimmer, als Ew. Majestät befahlen, ihn rufen zu lassen. Aber er hat mir auf meine Bitte den Vortritt gelassen. Erst kommt der Arzt und dann der Staatsmann, Majestät.

Und während der Baron mit anscheinendem Gleichmuth so sprach, beobachtete sein scharfes, kluges Auge das Antlitz des Kaisers und gewahrte sehr wohl den finstern, düstern Ausdruck desselben.

Na, meinetwegen, sagte Franz, dem Arzt, der in besonderer Gunst bei ihm stand, freundlich zunickend, meinetwegen mag es so sein, und wenn der Metternich damit einverstanden ist, zu warten, so sollen's den Vortritt vor ihm haben. Aber was nützt es mir, Doctor, wenn Sie kommen? Helfen können's mir halt doch nit. Der Husten hat mich halt doch wieder

die ganze Nacht nit einmal eine Minute schlafen lassen.

Nun, warf Baron Stifft leicht hin, den Husten fürchte ich nicht. Er ist allerdings quälerisch und es ist schlimm, daß er Ew. Majestät um Ihren Schlaf bringt, aber Ew. Majestät haben ihn schon seit vielen Jahren, ohne daß er Ihnen besondern Schaden gethan hat. Ew. Majestät haben zum guten Glück eine sehr starke Constitution.

Was reden Sie da? rief der Kaiser heftig und mit gerunzelter Stirn. Hören's, Stifft, wir sind alte Bekannte und ich hab' Sie auch recht gern, aber das Wort lassen's mich halt nit wieder hören. Sagen's: eine dauerhafte Natur oder meinetwegen eine starke Complexion; aber es giebt gar keine Constitution. Ich habe keine Constitution und werde auch niemals eine haben. Werd's auch zu verhindern suchen, daß Oesterreich mit solchen revolutionnairen Neuerungen geplagt werde.*)

Gebe der Himmel, daß Ew. Majestät das vermöchten, sagte Baron Stifft seufzend. Aber dazu wäre nöthig, daß Ew. Majestät immerdar über Oester-

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hormayr, Oesterreichischer Plutarch.

reich wachen und es immerdar beschützen könnten. Die Constitutionen haben sich nun einmal wie die Heuschrecken über ganz Europa in der Luft gesammelt und fallen auf alle Felder nieder, wo keine Bajonette und keine Soldaten bereit stehen, sie zu vernichten. So lange Ew. Majestät Ihrem Staate erhalten bleiben, werden Sie natürlich dafür Sorge tragen, daß die Soldaten überall bereit sind, und daß, so wie eine constitutionelle Heuschreckenwolke sich in der Luft über Oesterreich zeigt, unsere Kanonen sie auseinanderplatzen macht und die Luft wieder reinigt. Aber unglücklicher Weise werden Ew. Majestät nicht ewig über Oesterreich wachen können. Unglücklicher Weise ist auch ein Kaiser nur ein sterblicher Mensch.

Der Kaiser wandte mit einer raschen Kopfbewegung sein Antlitz dem Leibarzt zu.

Warum sagen's mir das? fragte er hastig. Wollen's mich etwa vorbereiten? Meinen's, daß es zu Ende geht?

Majestät, sagte Baron Stifft, ich weiß, daß Sie immer vorbereitet sind, den irdischen Thron zu verlassen, um vor dem Throne Gottes zu erscheinen. Ich wiederhole Ihnen, daß Ew. Majestät eine starke Complexion haben, weshalb auch der quälerische Husten

mich gar nicht schreckt. Aber sterblich sind wir Alle, und darum ist es gut und weise, sich immerhin auf den Tod vorzubereiten und gerade in den Tagen der Gesundheit und Kraft seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen und abzuschließen.

Der Kaiser erwiederte nichts. Er hatte sich von seinem Lehnstuhl erhoben und ging langsam und schwankend auf und ab. Auf einmal zuckte er zusammen, ein Zittern durchbebte seine ganze Gestalt und der Husten brach mit so krampfhafter Heftigkeit aus seiner armen ausgemergelten, zerfallenen Brust hervor, daß der Kaiser von der furchtbaren Erschütterung zu Boden gefallen wäre, wenn nicht der Leibarzt ihn in seinen Armen aufgefangen, und ihn in denselben aufrecht haltend, sanft und mühevoll zu dem Divan geleitet hätte.

Eine lange Zeit lehnte der Kaiser keuchend, ächzend und hustend sein todesbleiches Haupt in die Kissen des Divans zurück. Der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn, seine kalte, feuchte Hand ruhte in der Hand des Doctors, der die Schläge des Pulses zählte und das häufige Aussetzen desselben beobachtete.

Endlich ging der Krampf des Hustens vorüber,

der Kaiser öffnete seine Augen und sein glanzloser Blick richtete sich zu dem Arzt empor.

Doctor, sagte er mit schwacher, athemloser Stimme, Doctor, wie viel Zeit geben Sie mir noch zu leben?

Majestät, erwiederte der Baron Stifft feierlich, Gott allein ist es, der das Leben giebt und nimmt. Wir Menschen sind so kurzsichtig, daß unser Blick oft nicht über acht Tage hinausschauet, während die Gnade Gottes oft noch Wochen und Monate bewilligen kann.

Ich verstehe Sie, sagte der Kaiser langsam. Es kann in acht Tagen zu Ende gehen.

Majestät, es kann aber noch Monate hinausgeschoben werden.

Durch Ihre Medicamente?

Nein, Majestät, durch die Gnade Gottes und die Kraft Ihrer Con — Complexion.

Der Kaiser zuckte die Achseln. Schlechter Trost, sagte er. Monate lang unter der scharfen Sichel des Todes zu leben, ist schlimmer, als gleich heute zu den Kapuzinern hinab zu steigen. Ich will lieber denken, daß ich in acht Tagen die große Reise antreten muß, und ich will meine Vorkehrungen darnach treffen. Aber hören's, Doctor, ich möcht' diese acht Tage nit als ein hinfälliger Kranker hinbringen, sondern kräftig

und stark, wie's einem Kaiser von Gottes Gnaden zukommt. Können's mir nit ein Mittel geben, das die Krampfschmerzen beim Husten stillt und mir etwas Kräft' wiedergiebt?

Majestät, ich habe Ihnen Pulver mitgebracht, die krampfstillend und beruhigend wirken. Hier sind sie. Nehmen Sie von diesen Pulvern und Sie werden einige Erleichterung davon haben.

Er schüttete ein weißes Pulver in ein Glas Wasser und hielt es an die heißen, trocknen Lippen des Kaisers, der mit Begierde den Inhalt des Glases leerte.

Haben Recht, sagte Franz aufathmend, es hat mir gut gethan, fühl' mich jetzt besser und kann wieder aufstehen. So, nun hören's, Doctor. Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie Niemandem sagen, was Sie *mir* gesagt haben?

Ich gebe Ew. Majestät mein Ehrenwort.

Sie werden auch Niemandem erzählen von dem schlimmen Anfall, den ich gehabt?

Ich gebe Ew. Majestät mein Ehrenwort, daß ich Niemandem davon erzählen werde.

Glaub's Ihnen, denn ich habe Sie immer als einen Mann von Ehre kennen gelernt. Nun gehen's,

Stifft, und lassen's den Metternich eintreten. Hab' wichtige Dinge mit ihm zu reden.

Wenige Minuten später trat Fürst Metternich mit seinem lächelnden, ruhigen Gesicht in das Cabinet des Kaisers ein, der ihn mit einem raschen Kopfnicken begrüßte und seine steifen, düstern Mienen zu einem freundlichen Ausdruck zwang.

Metternich, sagte Franz, mit gewaltiger Kraftanstrengung seine Stimme zwingend, daß sie nicht zitterte, Metternich, ich hab' Sie rufen lassen, um mit Ihnen ein wichtiges Geschäft zu besprechen. Ich will mein Testament machen.

Das schöne, ruhige Angesicht des Fürsten nahm sofort einen entsetzten und erschrockenen Ausdruck an. Ihr Testament, Majestät? fragte er erstaunt. Aber weshalb wollen Ew. Majestät das thun? Baron Stifft sagte mir eben, daß es, dem Himmel sei gedankt, mit dem Befinden Ew. Majestät um Vieles besser gehe, und daß gar nichts zu fürchten sei. Warum wollen Ew. Majestät Ihre Reconvalescenz also damit stören, daß Sie mit einer so ernsten und traurigen Sache sich beschäftigen?

Der Stifft hat Ihnen die Wahrheit erzählt, sagte der Kaiser langsam, ja, es geht mir viel besser und

es ist nichts mehr zu fürchten. Aber grad' darum will ich mein Testament machen, denn es ist immer gut, wenn man damit nit wartet, bis der Tod an die Thür klopft. Reden's nit dagegen, Metternich, es muß geschehen.

Majestät, sagte Metternich mit unterwürfiger und ehrerbietiger Miene, Majestät, ich wage nichts mehr zu sagen, ich bescheide mich.

Nun hören's, Metternich. Ich glaub', der Kronprinz wird nit im Stand' sein, die Regierung zu führen. Er ist ein gar schwächlicher, kränklicher Herr, der nit auf seinen eigenen Füßen zu stehen vermag.

Man muß ihm also starke Arme bereit halten, die ihn stützen und aufrecht halten, Majestät.

Ja, starke Arme, die ihn stützen, und feine Köpfe, die für ihn denken. Aber wird er im Stand' sein, die selber für sich auszufinden?

Ich glaube, es wäre besser, wenn Ew. Majestät den Kronprinzen im Voraus mit Ihrem gnädigen Rath unterstützten.

Wen meinen Sie, daß ich dem Kronprinzen zu seinem Rathgeber vorschlagen soll? fragte der Kaiser, die tief eingesunkenen, glanzlosen Augen starr auf das Antlitz des Fürsten heftend.

Majestät, erwiederte Metternich mit lächelnder Gelassenheit, Jeden, der Ew. Majestät beliebt, nur mich nicht.

Und weshalb Sie nicht?

Weil der Kronprinz mich nicht nur nicht liebt, sondern weil er mir geradezu abgeneigt ist.

Und wissen Sie den Grund seiner Abneigung? Sagen Sie mir die Wahrheit, Metternich, ich muß und will sie wissen.

Majestät, die Wahrheit ist, daß ich dem Herrn Kronprinzen zu altmodisch bin. Der Kronprinz ist den liberalen Ideen der Neuzeit zugewandt, er findet, daß man Neuerungen, Verbesserungen einführen, daß man dem modernen Geist der Zeit Zugeständnisse machen müsse. Er weiß, daß ich der entgegengesetzten Meinung bin, daß ich niemals die Hand dazu bieten würde, den sogenannten liberalen Ideen in Oesterreich Thor und Thür zu öffnen, weil ich die Ueberzeugung hege, daß diese liberalen Ideen immer nur die Vorläufer der Revolutionen sind, daß der Liberalismus der Todtengräber der Monarchieen ist.

Das ist ein wahres und gutes Wort, rief der Kaiser lebhaft, bleiben's dabei, Metternich, und Sie werden Oesterreich vor vielem Unheil bewahren. Hal=

ten's Thor und Thür fest verschlossen, und wenn der Zeitgeist anklopft, so weisen Sie ihn beherzt und unerschrocken seiner Wege.

Majestät, ich werde nicht die Macht dazu haben, denn man wird mich bei Seite schieben. Ich glaube, der Kronprinz hat sich schon die Männer seines Vertrauens, die Rathgeber seiner Zukunft ausgewählt.

Und wen meinen Sie, daß er dazu auserſehen hat?

Metternich schwieg und blickte mit anscheinender Schüchternheit und Verlegenheit dem Kaiser in's Angesicht.

Nun reden's, rief Franz ungeduldig.

Ew. Majestät wissen ohne Zweifel, daß der Herr Erzherzog Johann den Kronprinzen seit seinem Hiersein täglich besuchte?

Ich weiß es, ja, ich weiß es.

Und wissen Ew. Majestät auch, weshalb der Herr Erzherzog Johann nach Wien gekommen ist?

Nein, das hat mir der Sedlnitzki halt noch nit ausforschen können.

Ich weiß es, Majestät. Der Kronprinz hat ihn eingeladen, zu kommen.

Der Kaiser fuhr heftig von seinem Sitz empor und ein Schimmer von Röthe überflog seine eingefal-

lenen, bleichen Wangen. Der Kronprinz hat ihn eingeladen, sagen Sie? fragte er ingrimmig.

Ja, Majestät, er hat ihn eingeladen unter dem Vorwand, daß der Erzherzog ihm seine technologischen Sammlungen ordnen möchte. Er hat aber seitdem sehr lange Unterredungen täglich mit ihm gehabt, in denen von ganz andern Dingen als von Sammlungen die Rede war.

Sie haben Recht, ich weiß es, murmelte der Kaiser in sich hinein.

Sire, wenn man den Kronprinzen nicht von anderer Seite drängt, so wird er, seiner Neigung folgend, den Erzherzog Johann zu seinem ersten Rathgeber, zu seinem Mitregenten ernennen.

Der Kaiser antwortete nur mit einem kurzen, zornigen Lachen und schaute dann eine Zeit lang düster und nachdenklich vor sich hin.

Und wenn man ihn von anderer Seite drängt, fragte er nach einer Pause, wen glauben Sie, daß er alsdann sich an die Seite stellen wird?

Sire, die Frauen und die Jesuiten.

Die Jesuiten, rief Franz heftig. Woher wissen Sie das? Worauf gründet sich Ihre Ansicht?

Auf unzweifelhafte Thatsachen, Majestät. Die

Gemahlin des Kronprinzen ist bekanntlich eine sehr fromme Dame, von Jesuiten erzogen und ganz ihnen ergeben. Ihre erhabene Freundin, die Erzherzogin Sophie, ist nicht blos fromm, sondern auch ehrgeizig und sehr geneigt zu herrschen und zu regieren durch die frommen Väter Jesu und mit ihnen. Die beiden Damen haben in ihrem frommen Eifer sich das Ziel gesetzt, den Jesuiten wieder ungehinderten Eintritt in Oesterreich auszuwirken, ihnen wieder zu ihrer verlorenen Macht zu verhelfen.

Es ist wahr, es ist wahr, seufzte der Kaiser, der sich eben entsann, mit welcher Lebhaftigkeit und Inbrunst die Kaiserin, seine Gemahlin, seit einiger Zeit sich bei ihm für die Wiederherstellung der Jesuiten verwandt hatte, und der sehr gut wußte, daß es gewöhnlich die Erzherzogin Sophie war, die durch den Mund ihrer Schwester zu ihm sprach. Ja, sie wollen den Jesuitenorden wieder herstellen, sie wollen die intriguanten, ehrgeizigen Priester wieder in Oesterreich zur Herrschaft kommen lassen.

So daß also entweder dem Fortschritt oder dem Rückschritt die Zukunft Oesterreichs gehört, sagte Metternich sanft. Der Fortschritt ist der Erzherzog Johann, der Rückschritt ist der Orden Loyola's.

Ah, noch bin ich da und ich werd's nit leiden, daß das geschieht, rief Franz lebhaft. Bin Gott verantwortlich auch für die Zukunft Oesterreichs, denn es ist mein Sohn, welcher diese Zukunft zu gestalten hat, und ich will's halt nit zugeben, daß mein Sohn, daß ein Erbe meines Hauses Unheil und Verderben über Oesterreich herbeiführe. Unheil und Verderben aber würde hereinbrechen durch den Fortschritt sowohl wie durch den Rückschritt. Nein, mein Herr Bruder Johann soll nit die Zügel der Regierung in die Hand bekommen. Nein, nie und nimmermehr soll das geschehen. Hab' gegen ihn gekämpft mein ganzes Leben lang, hab' immer gewußt, daß der Herr Bruder mein Feind und Widersacher sei, gegen den ich auf meiner Huth sein müßt', hab' immer gefühlt, daß er sich klüger und weiser dünkt, als ich selber, daß er sich untersteht, mit vornehmer Geringschätzung auf mich herabzusehen. Hab' ihn deshalb auch niemals geliebt, sondern ihn immer fern gehalten von mir. Und sollt' nun denken müssen, daß er, sobald ich die Augen geschlossen, die Hand dürft' ausstrecken nach dem Scepter, das noch nit in meiner Hand erkaltet ist, um zu regieren nach seiner Façon, um seine verwünschten liberalen Ideen, von denen er so lange geträumt und

geschwärmt in seinen Bergen, jetzt doch noch zur Ausführung zu bringen? Würd' nit Ruhe haben in meinem Grab', wenn das geschehen sollt', würd' aus der Kapuzinergruft wieder heraufsteigen in die Kaiserburg, um dem Erzherzog Johann das Scepter zu entreißen und es lieber hinabzuwerfen in die Donau, als es in seinen Händen zu lassen.

Und der Kaiser, an allen Gliedern bebend, ganz erschöpft und athemlos von der heftigen Erregung, ließ einen Moment sein Haupt in die Polster des Divans zurücksinken.

Majestät, sagte Metternich leise, es giebt ein Mittel, es zu vermeiden, daß der Erzherzog Johann zur mittelbaren Herrschaft gelange. Geben Sie den Wünschen der hohen Frauen Gehör, unterzeichnen Sie das Decret, welches die Wiedereinführung der Jesuiten genehmigt, geben Sie der Gesellschaft Jesu die Herrschaft über die Kirche und den Schulunterricht wieder, gestatten Sie ihnen, hier in der Burg freien Ein- und Ausgang zu haben, und Ew. Majestät dürfen überzeugt sein, daß der Erzherzog Johann nicht zur Macht gelangen wird.

Das heißt ein Uebel durch ein anderes Uebel vertreiben wollen, ächzte der Kaiser, sich langsam aus dem

Divan wieder emporrichtend. Ich will aber weder den Erzherzog Johann noch die Jesuiten zu meinem Nachfolger haben. Sie, Metternich, Sie sollen der Rathgeber meines Sohnes sein, Sie sollen ihn weiter geleiten auf der Bahn, die wir Beide seit dreißig Jahren gewandelt sind und auf der wir Oesterreich ruhig, glücklich und zufrieden gemacht haben.

Ah, Majestät, rief Metternich seufzend, ich sagte Ew. Majestät schon, der Kronprinz liebt mich nicht, er hat kein Vertrauen zu mir.

Aber er liebt mich, er hat Vertrauen zu mir und er wird den Willen seines Vaters ehren, wenn dieser aus dem Grabe zu ihm spricht. Ich werde für meinen Sohn meinen letzten Willen aufschreiben, ich werde ihm als Vater und als Kaiser meine Befehle hinterlassen und er wird dem Vater und dem Kaiser gehorsamen, wenn er auch nicht mehr mit dem lebendigen, sondern nur noch mit dem geschriebenen Wort zu ihm spricht. Ich will mein Testament machen, Herr Fürst Metternich. Setzen Sie sich da an meinen Schreibtisch, ich will Ihnen meinen letzten Willen dictiren, alsdann werde ich das Concept durchsehen, es verbessern und ergänzen und mit meiner eigenen Hand unterzeichnen. Setzen Sie sich, Metternich und schreiben Sie.

Am Abend dieses Tages trat Fürst Metternich mit strahlendem Gesicht in das Gemach ein, in welchem seine Freundin Katharina Cibbini ihn erwartete. Mit ausgebreiteten Armen auf sie zuschreitend, drückte er sie innig und zärtlich an sein Herz.

Meine theure, geliebte Freundin, flüsterte er unter Küssen, Du bist mein Schutzengel und der Schutzengel Oesterreichs gewesen, und eine große Gefahr hast Du von uns abgewandt. Mein Leben wird ein fortgesetztes Bemühen sein, Dir zu danken, aber nur meiner Liebe wird es gelingen, diesem Dank Ausdruck zu geben.

Sie sah ihn an mit leuchtenden Augen und einem glücklichen Lächeln. Wirst mich niemals täuschen, Clemens?

Niemals, meine theure Katharina. Wir haben uns verbunden für das ganze Leben, wir werden uns treu bleiben bis zum Tode. Dir danke ich es, daß ich mit frohem Vertrauen der Zukunft entgegensehen darf, Dir danke ich es, daß der Kaiser sein Testament gemacht hat. Du hast großmüthig und edel Dein Versprechen erfüllt, Du hast für mich gewirkt und gehandelt.

Und wirst auch Du Dein Versprechen erfüllen, mein theurer Freund? Wirst unerschütterlich festhalten an dem Vertrag, den wir geschlossen?

Zweifelst Du an mir, Katharina? Sieh, meine Holde, ich liebe Dich mehr, als Du mich liebst, denn ich zweifle nicht, ich vertraue Dir. In Deinen Händen ruht jetzt die Entscheidung über meine Zukunft, und darum sage ich vertrauensvoll: die Zukunft gehört mir. Ich bleibe Minister, denn Katharina Gibbini wird dafür sorgen, daß der Kronprinz dem Testament seines Vaters gehorsamt, daß er mich nicht verabschiedet.

Welches wird die erste Regierungshandlung des jungen Kaisers sein, wenn er Dich zu seinem Minister ernannt hat?

Seine erste Regierungshandlung wird sein, Katharina, daß er die Gefangenen auf dem Spielberg begnadigt.

Er wird Dich zu seinem Minister ernennen, er wird durch ein eigenes Handbillet den Fürsten Clemens Metternich ersuchen, sein Staatskanzler und Minister zu bleiben. Ich werde dem jungen Kaiser dieses Billet in die Feder dictiren.

XI.

Das Handbillet.

Baron Stifft, der Leibarzt des Kaisers, hatte Recht gehabt mit seiner unheilvollen Prophezeihung. Der Kaiser Franz hatte kaum noch acht Tage seit jener Unterredung mit ihm zu leben gehabt. Noch am einundzwanzigsten Februar hatte der Kaiser einer Vorstellung im Burgtheater beigewohnt, und hatte sich drei Stunden lang von seiner Loge aus dem Publicum gezeigt, wie schwer es ihm auch ward, sich diese Stunden aufrecht zu halten, welche Schmerzen auch in seiner Brust hämmerten und pochten, und welche ungeheure Anstrengung er auch anwenden mußte, um seinen krampfhaften Husten zu unterdrücken.

Franz wollte das Publicum glauben machen, daß er sich vollkommen wohl und gesund fühle, daß er

noch immer der regierende Herr, der Kaiser sei, daß alle jenen Gerüchte, welche vielleicht von seiner Krankheit, von seinem nahen Tode sich in der guten Stadt Wien mochten verbreitet haben, unbegründet seien. Aber das Publicum ließ sich nicht täuschen, es las auf dem zerfallenen bleichen Angesicht, auf der düstern Stirn des Kaisers dennoch die Kunde von seinem baldigen Tode, und als es das Burgtheater verließ, verbreitete sich schnell durch ganz Wien die Nachricht: „der Kaiser wird sterben. Er ist in das Burgtheater gekommen, um zum letzten Male sich seinen lieben Wienern zu zeigen."

Der Kaiser wird sterben, rief man sich auf der Straße, in den Kaffeehäusern, in den Kirchen einander zu. Der Kaiser wird sterben, seufzte das gute vertrauensvolle Volk, als es schon am nächsten Tage durch die Straßen von Wien den Cardinal Erzbischof mit seinem glänzenden Gefolge nach der Burg hinwallen sah, um dem Kaiser die Sterbesacramente zu reichen.

Der Kaiser wird sterben, murmelte das Volk, indem es auf seine Kniee niedersank, aber indem er stirbt, wird er uns glücklich machen. Franz liebt sein gutes getreues Volk, und er wird uns daher zu seinen Erben einsetzen. Er wird uns Erleichterung unserer

Kasten verschaffen, er wird unsere Schulden bezahlen, und wir werden alsdann weniger Steuern zu bezahlen haben!

Und während das Volk so träumte und hoffte, während es inbrünstiglich betete für den guten Kaiser Franz, dessen Erbe es bald zu sein hoffte, verschlimmerte sich der Zustand des Kaisers immer mehr und mehr. Schon am letzten Februar hatten die Aerzte den Kaiser für hoffnungslos erklärt, und am ersten März sah man in jedem Moment seiner Auflösung entgegen. Aber obwohl schon die Schatten des Todes auf seiner feuchten Stirn lagen, obwohl sein Antlitz schon jene furchtbaren hyppokratischen Züge trug, durch welche der Tod sein baldiges Nahen verkündet, so hatte Franz doch nicht einen Moment sein Bewußtsein verloren, nicht einen Moment vergessen, daß er Kaiser sei, daß es ihm obliege zu regieren, so lange er noch die Hand bewegen könne, um seinen Namen zu unterzeichnen, so lange er noch die Zunge rühren könne, um zu sprechen und seinen Willen zu verkünden.

Er ließ seine Staatsbeamten an sein Lager rufen, und gab ihnen seine Befehle und unterzeichnete die Decrete, welche sie auf seinen Befehl abgefaßt hatten,

er berief den Fürsten Metternich, den Grafen Kollowrat und den Erzherzog Ludwig, seinen Lieblingsbruder, den einzigen seiner Brüder, welchem er vertraute, zu sich in sein Sterbezimmer, ließ alle Uebrigen hinaus gehen und hatte mit diesen Dreien eine lange Unterredung. Dann, nachdem diese drei Herren ihn verlassen, mußte der Erzherzog Ferdinand, der Kronprinz, sich an das Bett des Kaisers setzen, und mit schwerer, lallender Zunge, mit keuchendem Athem, oft unterbrochen von dem furchtbaren Husten, der seine ganze Gestalt zusammenkrampfte, ertheilte ihm Franz seine letzten Lehren, seine letzten politischen Ermahnungen.

Mein Sohn, sagte er, regiere wie ich regiert habe. Hüte Dich, ach, hüte Dich vor Neuerungen, lasse Dich in keiner Weise auf Veränderungen ein, sondern betrachte es als den ersten und leitenden Grundsatz Deiner Regierung, daß Alles beim Alten bleibe, daß man nach keiner Seite Zugeständnisse mache, sondern daß man die Staatsmaschine genau in dem Gang erhalten muß, in welchem sie sich befindet.*)

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Schmidt, Zeitgenössische Geschichten. S. 465.

Erzherzog Ferdinand hatte nicht die Kraft etwas zu erwidern, vielleicht hörte und verstand er nicht einmal, was der Kaiser zu ihm sagte; er fühlte und wußte nur, daß sein Vater, sein geliebter Vater, im Sterben lag, und dies traurige Wissen erschütterte sein ganzes Wesen und trieb immer neue Thränen in seine Augen, und machte ihn so laut schluchzen und weinen, daß der Kaiser es nicht mehr zu ertragen vermochte und eine abwehrende Bewegung nach der Thür hin machte.

Man führte den weinenden, lautjammernden Kronprinzen, den Erben des Kaiserthrons, hinaus, und der Kaiser begehrte jetzt mit gebrochener Stimme eine Feder und ein Blatt Papier.

Mit zitternder Hand, oft unterbrochen von dem Schwindel, der seinen Kopf schwanken machte, von den dunklen Wolken, die seine Augen überschatteten, schrieb der Kaiser einige Zeilen auf dies Papier und reichte es dann seiner Gemahlin dar, die weinend und betend an seinem Lager knieete.

Es war die letzte Regierungshandlung des Kaisers gewesen. In der ersten Morgenstunde des zweiten März hauchte er seinen Geist aus.

Vor drei und vierzig Jahren, gerade an demselben

Datum, am zweiten März hatte er die Regierung angetreten. Damals hatte man ihn kaum bewegen können die Krone auf sein Haupt zu setzen, die Last der Größe, der Regierung auf seine Schultern zu nehmen, jetzt zwang ihn der Tod, dem zu entsagen, was er so gern noch weiter getragen hätte.

Franz war todt. Der letzte deutsche Kaiser war heimgegangen zu seinen Vätern, und das kaiserliche Schlafgemach, welches eben noch wiederhallte von den Sterbegebeten des Priesters, von dem Todesgestöhn des Kaisers, von dem Weinen seiner Gemahlin und seiner Angehörigen, das kaiserliche Schlafzimmer war jetzt auf einmal still und öde. Jedermann hatte sich zurückgezogen, um nach so vielen Anstrengungen, nach so vielen Nachtwachen, Beängstigungen und Thränen, der Ruhe zu genießen; nur der dienstthuende Kammerherr und die Gebete murmelnden Priester befanden sich neben der erkaltenden Leiche, alle Andern, die Gemahlin, die Kinder, die Verwandten, die Staatsbeamten und Diener, alle Andern waren gegangen, um zu ruhen, zu schlafen, oder zu weinen.

Auch der Kronprinz Ferdinand hatte sich in seine Gemächer begeben, hatte sich in seinen Kleidern auf sein Bett gelegt, um ein wenig zu ruhen nach den

furchtbaren Gemüthsbewegungen, die seine Seele erschüttert hatten. Aber der Schlaf wollte sich nicht niedersenken auf seine vom Weinen gerötheten Augen, die Ruhe wollte nicht einkehren in das arme, betrübte Kindesherz.

Er erhob sich früh am Morgen von seinem Lager, und begab sich in die Zimmer seiner Gemahlin. Jedoch Anna hatte sich zurückgezogen in ihr Betzimmer, um mit ihrem Beichtvater zu beten und seine Tröstungen zu empfangen. Statt ihrer fand er in dem Vorzimmer seiner Gemahlin deren Kammerfrau Katharina Cibbini, die ihm mit ehrerbietiger Freundlichkeit entgegen eilte, und nach den Befehlen Sr. Majestät fragte.

Ferdinand seufzte tief auf. Ich bitt' Sie, sagte er, nennen's mich halt nit so, lassen's mir diesen Morgen noch Ruh damit. Es ist gar ein traurig Ding, Kaiser zu sein, und ich wollte halt, ich wär's nimmer geworden. Wissen's was ich wohl möcht', Frau Cibbini?

Eure Majestät dürfen es nur sagen, was Sie möchten, und es wird geschehen, erwiderte Katharina unterwürfig.

Ich weiß nicht, sagte Ferdinand verlegen, ich

weiß nicht, ob's auch angeht, und ob ich's thun darf?

Ew. Majestät dürfen jetzt Alles was Sie wollen, denn Ew. Majestät sind der Kaiser und der Herr!

Es ist leider wahr, seufzte der neue Kaiser. Nun, da ich also Alles sagen und wollen kann, so bitte ich, Frau von Cibbini, so spielen's mir einen recht schönen, frommen Choral vor. Ich spielt' ihn gern selber, aber meine Händ' zittern zu sehr, und die Noten würd' ich halt auch nit sehen können, weil mir die Augen vom Weinen brennen und auswendig kann ich nit spielen, denn ich hab' gar ein so schlecht Gedächtniß. Sie wissen's wohl, gar ein so schlecht Gedächtniß hab' ich. Wollen's mir also den Gefallen thun und mir etwas vorspielen? Recht was Frommes, wobei man beten und sich satt weinen kann!

Haben Ew. Majestät nur die Gnade zu bedenken, daß wir Ihre Majestät die Kaiserin hier stören würden, da sich die Frau Kaiserin hier dicht neben uns in dem Betzimmer befindet.

Was? fragte Ferdinand mit dem Ausdruck höchsten Staunens. Die Kaiserin ist hier? Wie kommt die Frau Kaiserin zur Nachtzeit in die Zimmer meiner Gemahlin her?

Majestät, Ihre Frau Gemahlin, das ist ja eben die Frau Kaiserin.

Ah, das ist wahr, meine Frau Gemahlin ist jetzt die Kaiserin, wiederholte Ferdinand. Die Frau Kaiserin betet also jetzt. Ich will auch beten, und darum sollen's mir etwas vorspielen. Kommen's in mein Musikzimmer und spielen's da.

Er schritt ihr voran durch die Reihe der Zimmer hindurch, die in der Dämmerung des Morgens ein seltsam feierliches und ernstes Aussehen hatten. In dem Vorzimmer, welches sich zwischen den Gemächern des jetzigen Kaisers und denen seiner Gemahlin befand, saßen einige Lackayen, schlaftrunken auf den Stühlen sich hin und her schaukelnd, und gar nicht gewahrend, daß es der Kaiser war, der an ihnen vorüberschritt, leise auf den Zehen, als fürchte er sich, die armen Schläfer zu stören. Jetzt trat der Kaiser in seine eigenen Gemächer ein, immer gefolgt von Katharina Cibbini, deren große, schwarze Augen mit einem seltsamen, forschenden Ausdruck auf die kleine gebückte Gestalt gerichtet waren, die vor ihr her schwankte.

In dem Vorsaal des Kaisers befanden sich die beiden dienstthuenden Kammerherren Ferdinand's; aber

auch sie hatten, nach den Nachtwachen der letzten Zeit, dem Bedürfniß des Schlafes nicht länger widerstehen können, auch sie saßen auf den Lehnstühlen neben der Thür des kaiserlichen Wohnzimmers und hatten, fest überzeugt, daß ihr Herr und Gebieter noch in festem Schlaf auf seinem Lager ruhte, sich der Wohlthat eines erquickenden Schlummers überlassen.

Ferdinand wandte sich rückwärts nach Katharina hin, und deutete dann mit einem sanften Lächeln auf die Schläfer.

Seien's recht leise, flüsterte er. Wollen die armen Schläfer nit wecken! Haben gar so viel wachen müssen, und es ist gar so schön, schlafen zu können.

Leise auf den Zehen trat also der Kaiser in sein Wohnzimmer ein, leise auf den Zehen folgte ihm Katharina Cibbini. Aber während Ferdinand das Zimmer rasch durchschritt, um sich in den anstoßenden Musiksaal zu begeben, winkte Katharina den vertrauten Kammerdiener Ferdinand's zu sich, der eben damit beschäftigt war, das Dejeuner des Kaisers zu serviren.

Halten Sie sich bereit, sagte sie leise und eilig, sorgen sie, daß die krampfstillenden Tropfen, daß der Thee und alles Nöthige zur Stelle sei. Ich fürchte,

der junge Kaiser wird bald einen Anfall haben. Er ist sehr aufgeregt, sehr angegriffen, und Sie wissen wohl, wohin das allemal zu führen pflegt.

Ja, ich weiß, seufzte der alte Kammerdiener, ich weiß das leider und werde daher alles Nöthige in Bereitschaft halten.

Katharina eilte jetzt rascher vorwärts in das Musikzimmer hinein. Der Kaiser hatte sich in demselben schon auf den Divan niedergelassen und entfaltete eben ein großes beschriebenes Blatt Papier, während die Thränen in hellen Bächen aus seinen Augen hervorstürzten.

Spielen's, Frau von Gibbini, sagte er schluchzend, spielen's recht was Frommes; ich will dabei das Testament meines Herrn Vaters lesen, das er mir sterbend selbst übergeben hat. Ich hab' ihm geschworen, daß ich es heute Morgen gleich selbst lesen, und jedes Wort desselben beherzigen, und Alles genau erfüllen wolle, was er in diesem seinem letzten Willen mir befehlen werde. Spielen's ein geistlich Lied, während ich das Testament les', dann wird's mir sein als wär' ich in der Kirch', und es wär' das Wort Gottes selber, das mir durch die Worte meines Vaters verkündet würd'.

Katharina Gibbini trat an das Clavier und begann mit vollendeter Meisterschaft zu spielen. Anfangs spielte sie in langsamen, gehaltenen Accorden einen einfachen Choral, dann begann sie diesen künstlich zu fugiren, nahm dann wieder den einfachen Choralsatz auf und ging von diesem über in eine Trauerphantasie, durch deren düstere Klagetöne immer wieder einzelne Accorde des Chorals, gleich Sonnenstrahlen durch düstere Gewitterstürme hervorleuchteten.

Während dem las Ferdinand weinend, zitternd vor Aufregung das politische Testament seines Vaters. Auf einmal stieß er einen Schrei aus und sprang hastig von seinem Sitz empor.

Jesus Maria, rief er entsetzt, das ist nit möglich, das kann ich nit thun!

Katharina ließ ihr Clavierspiel verstummen und eilte zu dem Kaiser hin, der in seiner tiefen Erregung jede Zurückhaltung vergessend, ihr mit zitternder Hand das Papier entgegenstreckte.

Denken's nur, stammelte er, denken's nur das Unglück, der Kaiser, mein Herr Vater, befiehlt mir, den Fürsten Metternich als meinen besten Freund zu betrachten, bei allen Dingen seinen Rath einzuholen, nichts zu unternehmen ohne seinen Beistand, und ihm

in allen Regierungsangelegenheiten unbedingtes Vertrauen zu schenken. Das befiehlt mir mein Vater in seinem Testament, und Sie wissen doch, ich kann den Metternich gar nit leiden, und ich hab' so oft mit Ihnen davon gesprochen, daß ich ihn nit leiden kann, weil er nicht nur reactionair, sondern auch grausam und hartherzig ist. Wissen ja, wie viel arme Leute er eingesperrt hat, bloß weil sie nit denken, wie er denkt, weil sie liberale Ideen haben, und ein Bissel Freiheit und Glück für sich selber wollten!

Ja, er ist ein harter und grausamer Mann, sagte Katharina feierlich, die Schlachtopfer seiner grausamen Politik seufzen in den düstern Kerkern von Munkacz und auf dem Spielberg.

Und den Mann soll ich zu meinem Minister ernennen, rief Ferdinand in ungewöhnlicher Erregung, den Mann, den alle guten, freisinnigen und klugen Leute verabscheuen, den Mann, von dem mein Onkel Johann mir gesagt, das er Oesterreich an den Rand des Abgrunds gebracht hat, den soll ich zu meinem Freund und Rathgeber ernennen. Ich kann ihn doch einmal nit leiden, den Metternich, ich —

Plötzlich verstummte der Kaiser, und tiefe Leichenblässe zog über seine Wangen hin.

Ew. Majestät wird unwohl, sagte Katharina ängstlich, erlauben Sie mir Ihnen Ihre Arznei zu holen.

Sie eilte nach der Thür des Wohnzimmers hin, aber auf ihrem eiligen Gange beachtete sie vielleicht nicht den Stuhl, der ihr im Wege stand, sie stieß ihn an, und der Stuhl fiel mit einem ziemlich starken Geräusch zu Boden.

Ferdinand stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und fiel zuckend, mit verdrehten Augen in die Kissen des Divans zurück. —

Ein seltsamer Ausdruck hohnlächelnden Triumphes flog über das bleiche Angesicht der Cibbini hin, dann eilte sie in das Wohnzimmer und rief den Kammerdiener herbei, und kehrte mit ihm zu der armen, röchelnden, in Schmerzen sich windenden, in Krämpfen zuckenden, sich aufbäumenden, in sich zusammenkriechenden Gestalt zurück, die da auf dem Divan sich reckte und hob und sich jammernd und kreischend plagte im Kampf des Leidens.

Diese junge, heulende, ächzende Gestalt — das war der junge Kaiser von Oesterreich, das war der Mann, der in seinen schwachen, zitternden Händen das Scepter der österreichischen Monarchie zu halten berufen war!

Indessen, diese Anfälle erschreckten die nähere Umgebung Ferdinand's gar nicht mehr. Man war an dieselben gewöhnt, man wußte, daß sie vorübergingen, und daß Ferdinand sich bald wieder erholte, wenn man ihm nur Ruhe gönnte und seinen armen, gebrochenen, zuckenden Gliedern Zeit und Muße gab, sich zu erholen. Freilich war der Anfall dies Mal ungewöhnlich heftig gewesen, und auf Katharina's Befehl hatte der Kammerdiener die Gemahlin Ferdinand's und den Leibarzt herbei rufen müssen. Aber die Kaiserin fühlte sich selber so leidend und unwohl, daß sie nur kurze Zeit bei ihrem Gemahl zu bleiben vermochte, und bald dem dringenden Rath des Leibarztes folgen, und sich in ihre Gemächer begeben mußte.

Zudem wußte sie ja, daß Niemand in diesen traurigen Krisen dem armen Kranken bessere Hülfsleistung zu gewähren verstand, als ihre Kammerfrau Katharina Cibbini, und daß von Niemandem ihr Gemahl dieselbe lieber annahm als gerade von dieser, die so lange schon vertraut war mit seinen Leiden und Qualen.*)

Katharina Cibbini war also bei dem Kranken geblieben, als die Kaiserin,. der Arzt und die Diener-

---

*) Sibyllinische Bücher aus Oesterreich. Bd. I.

schaft ihn verlassen hatten. Ruhe, unbedingte Ruhe, das war Alles, dessen der hohe Patient jetzt bedurfte. Katharina saß daher still, fast unbeweglich neben dem Divan, und bewachte den Schlummer des Leidenden und harrte mit klopfendem Herzen dennoch seines Erwachens.

Endlich schlug Ferdinand langsam und matt die Augen auf, und sein trüber Blick traf das Antlitz Katharina's, das mit allen Zeichen der Theilnahme ihm zugewandt war.

Ach, seufzte er schmerzlich, was habe ich gelitten, und wie meine armen Glieder schmerzen.

Ja, ja, Majestät haben schwer gelitten, sagte Katharina theilnahmsvoll. Ruhe wäre Ihnen heute unbedingt nöthig, und dennoch werden Ew. Majestät sie nicht haben können.

Und warum werde ich sie nicht haben können? fragte Ferdinand erschrocken.

Weil Sie der Kaiser sind, weil Sie die Regierungsgeschäfte übernehmen müssen. Weil Sie Ihren Generälen den Eid der Treue abnehmen, Ihre Minister entlassen und Andere an deren Stelle erwählen, weil Sie Ihren Hofstaat empfangen müssen.

Aber ich kann's nit, es ist mir ganz unmöglich,

rief Ferdinand mit weinerlicher Stimme. Ich kann nit vom Divan aufstehen.

Ew. Majestät riskiren freilich, daß Sie noch einen neuen Anfall bekommen, sagte Katharina achselzuckend. Aber Ew. Majestät sind einmal jetzt der Kaiser, und Sie haben den edlen, hochherzigen Entschluß gefaßt selber regieren zu wollen, nicht den Fürsten Metternich regieren zu lassen, wie das der verstorbene Kaiser Franz gethan hat.

Es ist wahr, murmelte Ferdinand gedankenvoll, mein Herr Vater hat den Metternich alle Regierungsgeschäfte besorgen lassen, und hat deshalb nit nöthig gehabt, Alles selbst zu besorgen.

Aber Ew. Majestät wollen in Ihrer erhabenen Fürsorge für Ihr Volk jeder Erleichterung und Bequemlichkeit entsagen, und selber und ganz allein der Lenker und der Herr des Staates sein.

Ich möchte es wohl, seufzte Ferdinand mit Thränen in den Augen, aber ich fürchte, ich kann's nit. Bin gar so ein armes, schwaches Menschenkind!

Nein, Ew. Majestät sind kein schwaches Menschenkind, sondern Sie sind ein Kaiser, und Sie wollen allein regieren. Auf also, mein erhabener Kaiser, auf! Ew. Majestät müssen Ihre Regierung antreten!

Ich kann nit, ich kann nit, stöhnte Ferdinand.

Aber es ist nothwendig, daß Ew. Majestät den Fürsten Metternich verabschieden und ihm sagen, daß er nicht mehr Staatskanzler und Minister ist, sonst wird er in seinem Hochmuth denken, daß er noch immer unentbehrlich ist, und daß er unbehindert so weiter regieren kann, wie er bisher regiert hat!

Es wär' mir das Allerliebste, wenn er das thät', rief Ferdinand hastig, ja, das Allerliebste, wenn er so weiter regierte, wie er regiert hat. Hätte dann gar keine Unbequemlichkeit, und es bliebe Alles hübsch ordentlich im Gange. Zudem hat mein Herr Vater mir ausdrücklich in seinem Testament befohlen, daß ich keine Neuerungen einführen, und daß ich den Fürsten Metternich als meinen besten Freund betrachten und ihn in allen Dingen um Rath fragen solle.*)

Es kommt nun darauf an, ob Ew. Majestät ein gehorsamer Sohn, oder ein selbständiger Kaiser sein wollen.

Ich denk' halt, wenn ich ein guter Kaiser sein will, muß ich zuerst ein gehorsamer Sohn sein, sagte Ferdinand gedankenvoll. Wie soll ich verlangen, daß

*) Schmidt: Zeitgenössische Geschichten. S. 465.

mein Volk mir als seinem Vater gehorcht, wenn ich selber meinem Vater nicht gehorsam gewesen bin? Der Kaiser, mein Herr Vater, hat mir befohlen, daß ich den Fürsten Metternich als meinen ersten Rathgeber und Freund betrachten, daß ich keine Neuerungen und Veränderungen einführen soll. Meine erste Pflicht ist, daß ich die Befehle meines Vaters erfülle.

Vielleicht könnten Ew. Majestät dem Fürsten Metternich einige Bedingungen auferlegen, sagte Katharina leise, könnten ihm gebieten, daß er in Ew. Majestät Namen einige Gnadenacte erließ, welche dem Volk beweisen, daß der junge Kaiser ein gütiger, liberaler und großsinniger Herrscher ist.

Ja, das ist wahr, das will ich thun, rief Ferdinand die Hände freudig in einander schlagend. Ja, ich will ihm solche Bedingungen machen. Er soll mir nit umsonst Staatskanzler und Minister bleiben, er soll mir auch dafür etwas thun und leisten müssen.

Ew. Majestät könnten zum Beispiel etwas von ihm fordern, was dem grausamen und unversöhnlichen Mann gewiß ein recht großes Opfer sein würde.

Nun, was wär' das halt?

Die Begnadigung der politischen Gefangenen zum Beispiel.

Ja, da haben's Recht, rief der Kaiser fröhlich, ja, das wird dem Metternich ein großes Opfer sein, aber er soll mir's bringen, ganz gewiß, er soll mir's bringen. Er soll mir die politischen Gefangenen frei geben! Ich bin ein armer, unglücklicher, kranker Mann und kann wohl wünschen, daß bei meinem Regierungsantritt es doch ein paar Menschen giebt, die durch mich glücklich werden, und die für ihren armen, kranken Kaiser beten. Nit wahr, die Gefangenen in Munkacz und auf dem Spielberg werden für mich beten, und sie werden glücklich sein, wenn ich ihnen die Freiheit gebe?

Majestät, rief Katharina mit Thränen in den Augen und mit tiefbewegter Stimme, Majestät, sie werden, so lange sie leben, Ew. Majestät segnen und für Ihr Wohl beten!

Der Metternich soll herkommen, rief der Kaiser mit der lebhaften Ungeduld eines Kindes, der Metternich soll sogleich herkommen. Ich will ihm sogleich sagen, was er zu thun hat, er soll mir sogleich die Gefangenen frei lassen.

Ew. Majestät haben alsdann nur nöthig, an den

Fürsten zu schreiben, ihm zu sagen, daß er hierher kommen solle, und daß Ew. Majestät ihm alle die Würden belassen, die er bisher bekleidet hat.

Ja, das will ich thun, ich will das dem Metternich schreiben. Er soll regieren, er soll Alles für mich machen. Denn ich kann's nit, ich muß Ruhe haben, sonst kommen die Krämpf' wieder, die schrecklichen Krämpf'. Geben's mir Ihren Arm, Frau von Cibbini, führen's mich an meinen Schreibtisch. Ich will sogleich an den Fürsten schreiben!

Wenn Ew. Majestät erlauben, bringe ich Ihnen hierher Papier und Feder, und Ew. Majestät schreiben hier, indem Sie auf dem Divan liegen. Ew. Majestät bedürfen der Ruhe!

Es ist wahr, ich bedarf der Ruhe! Bringen's mir Papier und Feder, ich will hier schreiben. Ah, was für prächtige Einfälle Sie doch halt immer haben, Frau von Cibbini!

Katharina holte aus dem anstoßenden Zimmer die Schreibgeräthe herbei und gab dem Kaiser eine bequeme Stellung, um zu schreiben; dann zog sie sich in das anstoßende Gemach zurück und bat Ferdinand sie gnädigst zu rufen, wenn er sein Billet vollendet habe. —

Aber es war für Ferdinand eine schwere Arbeit mit seinen zitternden Händen, mit seinem schweren, betäubten Kopf einen Brief zu schreiben, und es verging eine lange Zeit, bis er dies schwierige Werk zu Stande gebracht. Mehr als eine Stunde mochte verflossen sein, ehe er Katharina Cibbini wieder zu sich berief.

Da, rief er, ihr das Papier mit triumphirender Miene entgegenstreckend, lesen's einmal das, und dann sagens, ob ich mich nit halt gut auf das Regieren versteh', und ob ich nit auch ein gehorsamer Sohn bin!

Katharina Cibbini nahm das Papier aus der Hand des Kaisers und begann es leise für sich selber zu lesen.

Nein, rief Ferdinand ungeduldig, lesen's laut. Möcht' selber gern hören, was ich geschrieben hab' und ob's gut klingt. Lesen's also laut!

Frau von Cibbini folgte dem Befehl und las mit lauter Stimme:

„Lieber Fürst von Metternich. In Folge des traurigen Ereignisses, welches uns Alle in den tiefsten Schmerz gestürzt hat, beschränke ich mich für den Moment darauf, Ihnen meine volle Erkenntlichkeit für die Dienste zu versichern, welche Sie meinem erhabe-

nen Vater, meinem Hause und dem Staat erwiesen haben. Ich bitte Sie in Ihren Diensten fortzufahren und beauftrage Sie, alle Beamten des In- und Auslandes, die zu Ihrem Departement gehören, in ihren Stellungen und Würden zu bestätigen und ihnen zu erklären, daß ich voll Vertrauen auf ihre bisherige, wie zukünftige Liebe, sie der Erneuerung ihres Schwures entbinde." Ferdinand.*)

Nun, nit wahr, fragte der Kaiser stolz, das klingt sehr schön?

Majestät, es ist ein wunderschöner Brief.

Ja, es ist ein wunderschöner Brief, aber er hat mir auch Mühe gekostet, grausam viele Mühe! Jetzt rufen's mir mal den Cabinetssecretair. Er soll den Brief siegeln und soll ihn gleich selbst zu dem Fürsten hintragen. Und dann nachher, Frau von Cibbini, dann seien's so gut und spielen's mir ein Bissel vor. Ich kann bei Ihrer Musik so gut schlafen, und ich muß Ruhe haben, ganz gewiß, ich muß Ruhe haben, sonst bin ich ein verlorner Mann!

Eine Viertelstunde später lag der Kaiser in tiefem

---

*) Eigenhändiges Handbillet des Kaisers. Siehe: Fürst Metternich. Von Schmidt-Weißenfels. II. 61.

Schlaf auf dem Divan. Katharina Cibbini aber saß am Clavier und entlockte dem Instrument gar wunderbare und liebliche Melodien. Vielleicht dachte sie der fernen Heimath, vielleicht ihrer armen Schwester, der Gräfin Confalconi, die im Gram um den geliebten Gemahl gestorben war, vielleicht ihres eigenen trauervollen Daseins, denn Thräne nach Thräne rollte über ihre Wangen nieder, und die sonst so stolze und gefaßte Frau schämte sich der Thränen nicht.

Aber während der Kaiser jetzt schlief, war es im Kaiserpalast und draußen auf der Straße lebendig geworden. Die Kunde von dem in der Nacht erfolgten Tode des Kaisers hatte sich schnell durch ganz Wien verbreitet, und das Volk strömte durch die Straßen neugierig und ungeduldig irgend einer officiellen Kunde von dem Ableben des Kaisers harrend und von dem Testament, das er seinem Volke hinterlassen.

Endlich sah man hier und da die Beamten der Polizei sich nahen, gefolgt von Leuten, die Töpfe mit Kleister und große Stöße bedruckter Papierbogen mit sich schleppten.

Das Volk, das sich durch alle Straßen drängte, wie eine ungeheure Meereswoge, murmelnd und rauschend wie diese, das Volk verstummte jetzt und blickte

athemlos, in gespannter Erwartung nach diesen Leuten hin, die da an den Ecken der Straßen die großen Zettel anklebten, welche mit ungeheuren Buchstaben die Ueberschrift trugen: „Der sterbende Kaiser Franz an sein Volk!"

Jedermann reckte sich empor, um zu lesen, was auf diesen angeklebten Zetteln stand, und dadurch verhinderte Jeder den Andern zu lesen.

Der Vorderste soll lesen, was da auf dem Zettel steht, rief eine gewaltige Stimme aus der Menge hervor, und augenblicklich riefen hundert und aber hundert Stimmen ihr nach: der Vorderste soll lesen, was auf den Zetteln steht!

Wir wollen wissen, was der gute Kaiser Franz uns vermacht hat! Ja, das wollen wir wissen, brüllten Tausende.

Nun hob sich gebieterisch winkend ein Arm über der Menge empor. Ein riesengroßer Kerl hatte einen Andern auf seine Schultern gehoben, und indem dieser jetzt seinen Arm ausstreckte, brüllte er der Menge zu, daß er ihnen die letzten Worten des Kaisers vorlesen wolle.

Sofort trat wieder tiefe Stille ein, und inmitten dieser Stille begann der Mann, der auf den Schultern

des Riesen saß, mit lauter Stimme zu lesen: Ich vermache meinen Unterthanen —

Ein furchtbarer, jauchzender Sturm des Beifalls, ein vieltausendstimmiges Jubelgeschrei unterbrach den Leser.

Wir haben's ja gewußt, schrie und jauchzte es hier und dort, wir haben's ja gewußt, daß der Kaiser sein Volk zu seinem Erben einsetzen würde.

Ja, der Kaiser vermacht uns seine Millionen!

Wir werden nit mehr so viel Abgaben zu zahlen haben! Wir werden nit in Armuth und Noth mehr uns placken müssen! Wir werden nit mehr jeden Bissen, den wir essen, hoch zu versteuern brauchen. Der Kaiser bezahlt unsere Schulden. Der Kaiser vermacht uns seine Millionen.

Still doch, Ihr Leute, still doch, schrieen, baten und flehten andere Stimmen. Laßt uns doch hören, was der Kaiser geschrieben hat. Laßt uns doch erfahren, wie viel Millionen uns der Kaiser vermacht hat!

Eine augenblickliche, athemlose Stille trat wieder ein, und abermals begann der Mann auf den Schultern des Riesen zu lesen, abermals las er mit lauter Stimme: „Ich vermache meinen Unterthanen — (dies

Mal unterbrach ihn das Volk nicht, es lauschte mit angehaltenem Athem auf seine Erbschaft) — „Ich vermache meinen Unterthanen meine Liebe; ich hoffe ich werde vor dem Throne Gottes für sie beten können. Der Armee danke ich für ihre treuen Dienste; ihre Tapferkeit erhielt die Monarchie." *)

Das Volk stand noch immer in athemlosem Schweigen und horchte, als die Lecture längst beendet, der Mann längst von den Schultern des Riesen herabgeklettert war.

Das Volk stand immer noch und horchte und wartete. Dann, als Alles stumm blieb, schaute man sich einander verwundert an, dann fragten Diejenigen, die hinterwärts gestanden, und daher nicht deutlich gehört hatten, ihre Vordermänner: „Was hat er gelesen? Was hat uns der Kaiser vermacht?

Und die Gefragten wandten sich mürrisch um und erwiderten: seine Liebe hat uns der Kaiser vermacht.

Gut, sehr gut, brüllte und fragte man weiter. Aber wie viel Millionen hat uns der Kaiser vermacht?

---

*) Die letzten handschriftlichen Worte des Kaisers Franz. Siehe: „Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten". Seite 9.

Gar keine Millionen, nur seine Liebe hat er uns vermacht!

Keine Millionen! Nur seine Liebe hat uns der Kaiser vermacht!

Wie ein einziger, ungeheurer Schmerzensschrei, wie das Geheul der Windsbraut rauschte diese Klage durch die Straßen Wien's dahin, diese jammernde Klage: Keine Millionen, nur seine Liebe hat uns der Kaiser vermacht!" Und mit trübseligen Gesichtern, mit düstern zürnenden Mienen verließ das arme Volk die Straßen, die es mit so viel freudigen Hoffnungen betreten, und kehrte zurück in seine düstern, armseligen Schlupfwinkel, die jetzt nicht mehr von einem Strahl der Hoffnung erhellt waren!

Keine Millionen! Kein Erlaß der Steuern! Keine Gnadenacte! Nur die Liebe des verstorbenen Kaisers ist die Erbschaft des Volks!

Freilich der neue Kaiser hat eine andere Erbschaft! Er hat einen Thron, er hat eine vierfache Krone, er ist Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn, von Böhmen und der Lombardei, er hat von dem Kaiser einen Schatz von dreihundert Millionen Gulden in schönem, ausgeprägtem Gelde sowohl, als in Gold und Silberbarren geerbt, — aber da liegt der Erbe so

vieler Kronen, so vieler Millionen, da liegt er ächzend, schlafend auf dem Divan, während die Kammerfrau seiner Gemahlin ihn wie ein krankes Kind mit Musik in Schlaf einlullt. Ein Volk von vielen Millionen Menschen hofft auf ihn, erwartet von ihm Glück, Wohlergehen, Freiheit, Liebe und Ehre, und er selber — er selber ist nur ein armer, schwacher, kranker Mensch, der Gott nur bittet um ein wenig Schlaf, ein wenig Ruhe für seine matten, zuckenden Glieder!

Der Kaiser schläft, aber im Palaste ist es lebendig geworden; die Gemahlin Ferdinand's hat sich von ihrem Lager erhoben und hat wieder ihren Beichtvater rufen lassen.

Sie liegt vor ihm auf den Knieen, und in zerknirschter Frömmigkeit schwört sie, daß ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes, der Religion und der Kirche geweiht sein soll, daß sie keine heiligere Pflicht kennen will, als zu wirken für die Wiederherstellung des Ordens der Gesellschaft Jesu.

Und auch zwei andere Frauen beten um diese Stunde dasselbe Gebet. Die Erzherzogin Sophie liegt auch auf ihren Knieen, und mit flammenden Augen, mit strahlendem Angesicht erhebt sie die Hand zum Schwur und schwört ihrem Beichtvater Bex, daß sie

all ihr Leben lang den heiligen Vätern dienen, daß sie eine fromme Tochter und Schwester der Ordensbrüder sein will, schwört, daß die Wiederherstellung des Ordens ihr eine heilige Pflicht sein soll, daß sie nicht ruhen, nicht rasten will, bis dem Orden wieder gegeben ist, was ihm gebührt, bis die Väter Jesu wieder den Unterricht und die Erziehung des Volkes in ihren Händen haben!

Auch die verwitwete Kaiserin liegt auf ihren Knieen und betet dasselbe Gebet wie ihre Schwester, und schwört wie ihre Schwester geschworen hat: all ihren Einfluß darauf zu verwenden, daß der Orden der Jesuiten wieder hergestellt werde, daß die Jesuiten wieder das Volk unterrichten, wieder Einfluß gewinnen in Kirche und Staat!

Und das ist der Anfang der neuen Monarchie: der kranke Kaiser schläft! Die frommen Frauen wachen, und mit ihnen wachen die Jesuiten. Metternich triumphirt und weiß, daß er bleibt, was er gewesen: der allmächtige Minister! Das Volk schweigt und seufzt und weiß auch, daß es bleibt, was es gewesen: arm und schuldenbelastet!

Das ist der Anfang der neuen Monarchie!

Das Vorspiel des Drama's von 1848!

X.

Das Lebewohl.

Einige Tage waren seit dem Tode des Kaisers Franz vergangen. Man hatte seine Leiche mit dem gewohnten vorgeschriebenen Ceremoniell nach der Kapuzinerkirche hingetragen. Das Volk, das wieder, wie an dem Sterbetage des Kaisers, durch alle Straßen Wiens wogte, war aber diesmal schweigend und still gewesen, mit düstern Blicken hatte es auf den vorüberziehenden Leichenzug hingeschaut, und die Liebe, welche der Kaiser Franz seinem Volk vermacht, schien wenig Erwiderung zu finden in den Herzen seiner Unterthanen. Sie hatten mit dem Kaiser ihre letzten Hoffnungen begraben, sie hatten gehofft auf die Erbschaft des Kaisers, auf die Entlassung Metternichs, auf ein neues liberaleres Regierungssystem, und sie waren in allen ihren Hoffnungen getäuscht worden.

Der Kaiser hatte ihnen nichts vermacht als seine Liebe, aber er hatte ihnen eine schlimme Erbschaft hinterlassen: das Metternich'sche Regierungssystem und einen kranken Kaiser, ein Kind an Herzensgüte, aber auch ein Kind an Fassungskraft und Verstand.

Aber während das Volk dem hingegangenen Kaiser in düsterer Hoffnungslosigkeit nachschauete, gab es doch Eine, welche die neue Regierung mit dankbarer Liebe begrüßte, weil dieselbe in ihr Herz einen Strahl des Glückes hatte fallen lassen.

Diese Eine war Katharina Cibbini, die Kammerfrau der Kaiserin Anna. Sie hatte während dieses ganzen Tages der Leichenfeierlichkeit die Kraft gehabt, ein trauriges, ernstes Antlitz zu bewahren, sie hatte in feierlichem Schweigen die verschiedenen Ceremonientoiletten der Kaiserin geordnet und ein so betrübtes Gesicht gezeigt, als wäre sie wirklich von dem schauerlichen Ernst dieser Tage ergriffen gewesen. Aber jetzt, am Abend dieses Tages, war sie frei, hatte sie von der Kaiserin einige Stunden Urlaub erhalten, jetzt durfte sie die Maske ablegen, welche den ganzen Tag ihr Antlitz bedeckt hatte. Jetzt durfte ihr Auge strahlen, ihr Mund lächeln und die Freude und das Glück ihr Antlitz erhellen.

Mit solchem Antlitz voll Freude und Glück trat sie am Abend dieses Tages in das Gemach ein, in welchem ihre beiden Nichten Felicia und Carmela bei einander saßen. Es war dasselbe Gemach, in welchem die Mutter der beiden verwaisten Mädchen, in welchem die Gräfin Confalconi vor zwei Monaten gestorben war, dasselbe Gemach, in welchem damals Katharina Cibbini ihrer sterbenden Schwester die tiefsten Geheimnisse ihrer Seele gebeichtet, in welchem diese ihren Töchtern befohlen hatte, ihre Schwester als ihre Vormünderin zu betrachten und sie zu lieben und ihr zu gehorchen.

Und als eine treue, liebevolle Vormünderin hatte sich Katharina Cibbini den verwaisten jungen Gräfinnen Confalconi bewährt. Sie waren arm, denn der Staat hatte ihre Güter eingezogen, aber Katharina sorgte für alle ihre Bedürfnisse mit der Liebe und Sorgfalt einer Mutter; sie ließ die beiden holden Mädchen an nichts Mangel leiden, sie versorgte sie mit allem Comfort des Lebens, gab ihnen angemessene Dienerschaft, ließ die ersten Lehrer kommen, um Felicia in der Musik, im Malen, in allen für eine Dame der höhern Stände nothwendigen Kenntnissen zu vervollkommnen, und hatte außerdem der kleinen Carmela

eine Gouvernante ausgewählt, die zugleich geeignet war, die mütterliche Freundin und Begleiterin der beiden jungen Gräfinnen zu sein.

Mit einem Antlitz voll Freude und Glück, wie gesagt, trat Katharina Cibbini am Abend des düstern Feiertages in das Gemach ein, in welchem ihre beiden Nichten ihrer harrten, denn Katharina hatte sie schon in der Frühe des Tages von ihrem Kommen benachrichtigen und sie wissen lassen, daß auch ihr Neffe Guido von Castiglioni um dieselbe Stunde zu ihnen kommen würde. Vielleicht hatte die Ungeduld des jungen Mannes die festgesetzte Zeit nicht erwarten können, vielleicht war Katharina später gekommen, als sie beabsichtigte, jedenfalls war Guido von Castiglioni früher angelangt, als seine Tante, und an den leuchtenden Augen des jungen Mannes, an dem verschämten Erröthen Felicia's, an dem Zucken ihrer kleinen Hand, die sich rasch aus den Händen Guido's zurückzog, hätte Katharina ermessen können, daß das junge Liebespaar die Zeit des Wartens benutzt hatte, um leise, damit die kleine Carmela sie nicht höre, mit einander zu flüstern von ihrer Liebe und ihren Hoffnungen für die Zukunft.

Aber Katharina Cibbini achtete nicht darauf, ihre

ganze Seele war nur erfüllt von Einem Gedanken, von Einem Bewußtsein.

Sie sind frei, sie sind frei, rief sie jubelnd, indem sie ein großes zusammengefaltetes Papier in ihrer Rechten hoch empor schwang. Hier ist ihr Gnadenbrief. Carmela und Felicia, fallt auf Eure Kniee nieder und danket Gott, Euer Vater ist nicht mehr verdammt, in düsterer Kerkernacht dahinzuschmachten, er ist der Freiheit, dem Leben wiedergegeben, wie auch Dein Vater, Guido Castiglioni. Der Kaiser hat die Gefangenen des Spielberg begnadigt, der Kaiser hat ihnen die Freiheit geschenkt.

Frei! Unser Vater ist frei! rief Felicia, indem sie ihre Schwester in ihre Arme schloß und mit ihr auf ihre Kniee niedersank. Meine Mutter, meine theure Mutter, hörst Du es? Unser Vater ist frei! Gott hat ohne Zweifel Deine Gebete, Dein Flehen erhört, und Du bist deshalb zu dem Throne Gottes emporgestiegen, um für unsern Vater zu bitten, um ihm die Freiheit wieder zu geben. Ich danke Dir, meine Mutter, ich danke Dir!

Ja, sagte Guido tief bewegt, laßt uns zuerst Gott danken, Gott und unsern Müttern, die vor dem Throne Gottes ohne Zweifel gebetet haben für die

Geliebten, die sie auf Erden zurückgelassen. Dann aber laßt uns auch unserer theuren Tante Katharina danken, denn sie ist es gewiß, welche für die Befreiung der Gefangenen gewirkt hat.

Katharina sah ihn mit einem strahlenden Blick an. Du glaubst also an mich, Guido? fragte sie. Du mißtrauest mir nicht mehr? Ich danke Dir für dieses Wort, es belohnt mich für Alles, was ich habe thun können. Aber jetzt, meine Geliebten, erhebt Euch von Euren Knieen, es ist jetzt nicht die Zeit zum Beten und zum Schwärmen. Wir müssen handeln, wir müssen wirken! Ja, ich darf es sagen, die Befreiung der Gefangenen ist ein wenig mein Werk, und ich habe es mir als besondere Gunst vom Fürsten Metternich erbeten, daß durch mich oder durch diejenigen, welche ich dazu erwählen würde, den Gefangenen ihre Begnadigung kund gethan würde. Hier ist das officielle, vom Kaiser und vom Fürsten Metternich unterzeichnete Document, welches dem Commandanten des Spielbergs befiehlt, den Gefangenen ihre Freiheit zu geben und sie an ihren Bestimmungsort geleiten zu lassen. Felicia, Dich habe ich dazu ausersehen, Deinem Vater und Deinen beiden Oheimen diese frohe Botschaft zu überbringen. Du sollst dem Commandanten dieses

Document übergeben und darüber wachen, daß er sogleich den Befehlen des Kaisers genügt. In dieser Stunde noch wirst Du abreisen. Der Reisewagen steht schon unten auf der Straße, ich habe einen Courier vorausgesandt, der auf allen Stationen die nöthigen Extrapostpferde bereit hält, und auch eben schon der Gouvernante die Ordre gegeben, daß sie die nöthigen Effecten einpacken und Dich auf Deiner Reise begleiten soll. Außerdem wird ein Beamter der Hofkanzlei mit Euch fahren, und es wird Dir daher an Schutz und Sicherheit nicht fehlen.

Ich werde meinen Vater wiedersehen, meinen geliebten Vater, rief das junge Mädchen freudig, ich werde mit ihm in unser geliebtes Vaterland zurückkehren.

Und ich, Felicia, werde ich nicht mit Dir reisen? fragte Carmela, sich an ihre Schwester schmiegend. Werde ich nicht auch zu unserm lieben Vater gehen?

Nein, sagte Katharina hastig, nein, Carmela, Du wirst bei mir bleiben, mein Kind.

Aber ich werde Felicia begleiten, rief Guido mit stolzer Entschiedenheit. An mir ist es, sie zu beschützen und zu behüten. Ich werde sie begleiten und auch ich werde meinen Vater wiedersehen.

Nein, Guido, nein, Du wirst hier in Wien bleiben, befahl Katharina stolz und ernst.

Der junge Mann sah sie mit erstaunten Blicken an. Wie? fragte er. Man will mir also verwehren, zu meinem Vater zu gehen? Der Graf Castiglioni ist frei und sein Sohn soll als Gefangener in Wien verbleiben müssen, während sein Vater nach Italien zurückkehrt?

Dein Vater kehrt nicht nach Italien zurück, sagte Katharina düster, und auch Euer Vater nicht, meine Kinder. Es ist den Gefangenen wohl die Freiheit geschenkt, aber sie dürfen nicht in ihr Vaterland zurückkehren. Sie werden aus ihrem Gefängniß bis nach Triest geleitet und dort liegt ein Schiff bereit, das sie nach Amerika führt. Du, Felicia, Du wirst Deinen Vater dahin begleiten. Das ist die Gnade, die ich mir heute morgen auf meinen Knieen von dem Kaiser erfleht habe, und die er mir gewährt hat. Dein Vater ist kränklich, der Tod Deiner Mutter hat ihn auf's Krankenlager geworfen, von dem er kaum erstanden ist. Er bedarf daher Deiner Pflege und Deiner Nähe.

Aber ich werde meine Schwester Carmela doch mit mir nehmen? fragte Felicia, indem sie das Kind

mit einem Ausdruck angstvoller Liebe näher zu sich heranzog.

Carmela wird bei mir bleiben, ich werde ihre Mutter sein, sagte Katharina. Man hat den Gefangenen wohl die Freiheit geschenkt, aber man hat Bedingungen daran geknüpft. Es giebt Staatsrücksichten, denen man sich schweigend für den Augenblick mindestens unterwerfen muß, bis man vielleicht eines Tages die Macht gewinnt, sich gegen dieselben aufzulehnen. Der Staat befiehlt, daß die jüngste Tochter des Grafen Confalconi hier zurückbleibe als eine Bürgschaft für ihren Vater.

Und ich? fragte Guido heftig. Soll auch ich etwa als Bürgschaft und Geißel für meinen Vater hier zurückbleiben?

Ja, das sollst Du, Guido. Der Kaiser Franz hat, wie Du weißt, Deine Erziehung und Ausbildung übernommen, er hat Dich gewissermaßen als das Kind des Staates adoptirt und der Staat fordert jetzt, daß Du ihm verbleibst. Es ist die Bedingung für die Befreiung Deines Vaters, daß sein Sohn hier in Wien verbleibe, daß er in den Militairdienst eintrete und dem Kaiser den Eid unverbrüchlicher Treue schwöre.

Niemals, nein, niemals werde ich diesen Eid schwören, rief Guido auffahrend.

Du wirst ihn schwören, denn Du wirst Deinem Vater die Freiheit wiedergeben wollen. Bedenkt, meine Kinder, was Eure Väter gelitten haben, stählt mit diesen Erinnerungen Eure Herzen, daß auch sie gepanzert sind zu leiden und zu dulden. Denkt, daß Eure Väter seit fünfzehn Jahren im Kerker schmachten. Einmal freilich vor sechs Jahren gelang es Deinem Vater, Felicia, aus dem Gefängniß zu entfliehen. Deine Mutter hatte diese Flucht vorbereitet, hatte die Kerkermeister bestochen, die Wege geebnet zur Flucht. Dein Vater entkam, und begleitet von Deiner Mutter lebte er als Bauer verkleidet in den Bergen Tyrols; aber nach sechs Monaten schon hatten die Spione ihn entdeckt. Man verhaftete ihn, brachte ihn wieder zurück nach dem Spielberg und führte Deine Mutter und Dich hierher nach Wien. Hier gebar die Mutter Deine Schwester Carmela, und sie sagen deshalb, die in Wien geborene Tochter des gefangenen Grafen Confalconi sei eine Oesterreicherin, sei das Kind des Staates, der die Hinterbliebenen der bürgerlich todten Gefangenen adoptire und sie zu seinen Kindern mache.

Der Vater Staat will deshalb die Kinder, welche er adoptirt hat, nicht wieder herausgeben.

Sie sagte das anscheinend mit vollkommener Ruhe, nur in ihren Augen leuchtete ein Blitz des Zornes auf und ihre Lippen zuckten einen Moment zu einem verächtlichen Lächeln.

Der Staat will die Kinder, welche er adoptirt hat, nicht wieder herausgeben, wiederholte Guido, bebend und leichenbleich vor innerm Zorn. Der Staat will mich zwingen, ihm zu dienen, ihm den Eid der Treue zu schwören, der auf meinen Lippen zum Meineid wird, denn ich hasse, ich verabscheue diesen Staat, der mein Vaterland unglücklich gemacht, der meine Landsleute zu Sclaven seiner Willkür gemacht hat.

Hasse ihn, verabscheue ihn, sagte Katharina, ihre Hand heftig auf den Arm des jungen Mannes legend, ja, hasse ihn, verabscheue ihn, aber verbirg Deinen Haß und Deinen Abscheu, bis die Stunde der Rache, der Vergeltung gekommen ist. Trage das Deine dazu bei, daß diese Stunde endlich kommt. Ertrage die Last und den Zwang der Gegenwart, um die Zukunft vorzubereiten, dann dienst Du dem Vaterlande besser, als wenn Du jetzt mit Deinem Vater in's Exil gehst

und fern von dem Vaterlande in gesicherter Ruhe Dein Leben vertrauerst.

Aber man wird mich für einen Verräther halten, rief Guido. Man wird mit Fingern auf mich weisen, wenn ich, der Sohn des Grafen Castiglioni, die Uniform eines österreichischen Soldaten anlege, dem Kaiser von Oesterreich den Fahneneid schwöre.

Hält man nicht auch mich für eine Verrätherin? fragte Katharina. Zeigen unsere Landsleute nicht auch mit Fingern auf mich, weil ich dem Kaiserhause diene? Nimm die Schmach auf Dich, wie ich es thue, mein Sohn, diene dem Vaterlande, indem Du Dein Haupt beugst und für dasselbe Verachtung, Spott und Hohn erträgst und in der Stille dennoch wirkst und arbeitest an der Befreiung des geliebten Vaterlandes. Wir können und dürfen für dasselbe nicht arbeiten und wirken wollen in der Helle des Tages; nur im Dunkeln, in der Stille und dem Schweigen der Nacht dürfen wir arbeiten an unserm heiligen Befreiungswerk, müssen es dulden, daß wir in der Helle des Tages für Verräther gelten und uns trösten, daß wir unsere düsteren Nächte dem heiligen Dienste des Vaterlandes weihen dürfen.

Aber was kann ich thun? fragte Guido. Wie kann ich ihm hier dienen und nützlich sein?

Du kannst ihm Soldaten anwerben, ihm Streiter sammeln, sagte Katharina geheimnißvoll, Du kannst ihm heimlich Arme bewaffnen, die jetzt nur gegen Italien bewaffnet scheinen, Du kannst Propaganda machen für die heilige Sache des Vaterlandes. Es ist ein gefährlicher Dienst, dem Du Dich unterziehst, und wenn Du in demselben unterliegst, so wirst Du nicht einmal den Trost haben, daß Dein Vaterland Dich beweint, aber es ist ein heiliger Tempeldienst der Freiheit, und wir müssen bereit sein, auf ihrem Altar das Höchste, was wir besitzen, unsere Ehre, zum Opfer darzubringen. Im heiligen Dienste Italiens bin ich hierher gekommen nach Wien an den Kaiserhof, im heiligen Dienste Italiens sollst Du verbleiben im Dienst des Kaiserhofes, bis der Tag der Erlösung kommt.

Oh, ich fürchte, dieser Tag wird niemals kommen, seufzte Guido. Ich werde sterben mit dem Brandmal der Schande auf meiner Stirn, verachtet und verwünscht von meinen Landsleuten, die mich für einen Verräther halten werden.

Der Tag der Erlösung wird kommen und Du

wirst ihn erleben, wie ich ihn erleben werde, rief Katharina feierlich. Große Dinge bereiten sich vor, und die Regierungen selber sind es, die sie vorbereiten, ohne es zu ahnen. Der Geist der Zeit läßt sich nicht aufhalten und in Fesseln schlagen, und gelingt das den Gewalthabern dennoch eine Weile, so nimmt er blutige Rache und ruft den Aufruhr und die Revolution zu seinem Dienste herbei. Schaue um Dich, Guido, und sieh! Sieh wie das Alte, das Ueberlebte überall nur mit dem Schein des Lebens noch prunkt, wie es aufrecht gehalten wird nur noch von Bajonetten und Blutgerichten. Aber ich sage Dir, die Bajonette werden zusammenbrechen, die Blutgerichte werden in Flammen auflodern und eine neue Zeit und ein neues Gesetz wird aus den Trümmern und den Flammen hervorgehen. Laß die von Leiden, Entbehrungen, Krankheit und Kummer erschöpften Märtyrer des österreichischen Blutgerichtes, der Freiheit Italiens laß sie nach Amerika gehen, um zu ruhen und zu genesen. Wir aber, wir müssen bleiben, um die Zukunft vorzubereiten und um dereinst, wenn der Tag gekommen ist, die Märtyrer zurückzurufen aus Amerika, damit sie wieder Kämpfer werden für das Vaterland.

Ach, aber wann wird dieser Tag kommen? seufzte Guido.

Er wird kommen, wenn die Frucht der Revolution gereift ist an dem Baume der Zeit. Jahre mögen darüber hingehen, aber reifen wird diese Frucht, denn die Reaktion ist der Gärtner, welcher sie pflegt. Und nun genug der Worte. Bedenkt, meine Kinder, daß Eure Väter im Kerker schmachten und daß jede Minute, welche Felicia zögert abzureisen, das Leiden der Gefangenen verlängert.

Ich bin bereit, abzureisen, sagte Felicia, welche mit leuchtenden Augen den Worten ihrer Tante gelauscht hatte, indem sie mit ihren Armen ihre kleine Schwester an ihre Brust gedrückt hielt. Ich bin bereit, abzureisen und meinem Vater seine Freiheit zu bringen.

Felicia, rief Guido schmerzlich, und bist Du auch bereit, mit ihm nach Amerika zu gehen und Dich von mir zu trennen?

Sie schaute ihn mit ihren großen Augen lange und mit schmerzlicher Zärtlichkeit an. Ich muß meine Pflicht erfüllen, wie Du die Deine, sagte sie sanft. Du mußt bleiben um des Vaterlandes willen, ich muß gehen um meines Vaters willen. Aber ich trenne

mich doch nicht von Dir, ich bleibe bei Dir mit meinem Geist und —

Ihre Stimme stockte, ein Schluchzen kam aus ihrer Brust hervor, sie wandte das Haupt zur Seite, um ihre Thränen zu verbergen.

Katharina hatte Mitleid mit dem Schmerz, dem Seelenkampf des jungen Mädchens, mit der Verzweiflung, die aus dem bleichen, zuckenden Angesicht des jungen Mannes sprach.

Ich gehe, um die letzten Anordnungen zur Abreise mit Deiner Gouvernante zu besprechen, sagte sie. Ich lasse Euch fünf Minuten Zeit, um von einander Abschied zu nehmen. Komm, meine Carmela, komm, begleite mich.

Die jungen Liebenden schauten schweigend, athemlos der hohen Gestalt Katharina's nach, wie sie stolzen Schrittes, das Kind an der Hand führend, der Thür zueilte. Dann, als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte und sie allein waren mit Gott und ihrer Liebe, flogen sie auf einander zu, um sich zu umschlingen, um in einer Minute des seligen Glückes sich zu entschädigen für die Trennung und den Schmerz langer kommender Jahre.

Und wirst Du mich nicht vergessen, Felicia? Wird

Deine Liebe die Trennung überdauern? Wirst Du mein bleiben auch in der Ferne, auch wenn keine Kunde von mir zu Dir gelangt?

Sie hob das Haupt von seiner Schulter empor und schaute ihn an mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe. Ich bleibe Dein, so lang ich lebe, flüsterte sie, die Sterne werden jeden Abend, wenn ich zu ihnen aufschaue, mir Kunde geben von Dir, und jeden Abend werde ich durch sie Dir meine Grüße senden.

Schwöre mir, schwöre mir, daß Du niemals mich vergessen und aufgeben, niemals eines Andern Weib sein willst.

Ich schwöre es, Guido, schwöre es Dir bei meiner Liebe und bei dem Andenken an meine Mutter.

Und ich, Felicia, ich schwöre Dir, daß ich niemals ein anderes Weib lieben werde, als nur Dich, daß niemals meine Lippen einen andern Mund berühren werden, als nur den Deinen. Mit diesem Kuß, meine Geliebte, verlobe ich mich Dir für alle Ewigkeit, und möge Gott in seinem Zorn mich strafen, wenn ich jemals das Gelöbniß meiner Treue breche.

Das junge Mädchen erbebte in seinen Armen und schaute fast erschrocken in sein von Liebe und Begeisterung strahlendes Angesicht.

Oh, sprich nicht so, Guido, sagte sie zärtlich. Schwöre nicht bei dem Zorn Gottes, denn wisse, daß ich Dir vergeben und Dich noch lieben würde, selbst wenn Du mich vergessen und eine Andere lieben könntest. Der Segen meiner Liebe würde bei Dir bleiben, auch wenn Du der Entfernten nicht mehr gedächtest, sondern Ersatz für sie gefunden hättest in einer andern Liebe.

Nie, nie wird das sein, rief er leidenschaftlich. Du bist meine Braut, Dir habe ich mich verlobt an dem Sterbebett Deiner Mutter. Dir halte ich die Treue bis zum Tode. Wir sind Beide noch so jung, wir haben noch so lange Zeit zu warten auf das Glück. Und müßte ich zwanzig Jahre harren auf Deine Wiederkehr, mein Herz wird zwanzig Jahr und länger jung in Lieb' und Treue Dich erwarten.

Zwanzig Jahre, sagte sie träumerisch. Zwanzig Jahre, Guido, Du würdest dann das alte heimkehrende Mädchen von fünfunddreißig Jahren nicht mehr lieben können.

Die Liebe zählt nicht nach Jahren, Theure, sie ist von ewiger, unvergänglicher Jugend und das Herz altert nie. Gedenke daran, meine Geliebte, gedenke daran in den Jahren unserer Trennung. Jung wollen

wir bleiben im Herzen, und unsere Lieb' und Treue soll der Jahre spotten und sie überdauern. Wir werden uns wiedersehen, das fühle ich und weiß ich. Darauf, meine Geliebte, laß uns hoffen und vertrauen, darin laß uns Muth finden, freudig zu sein auch in der Trennung, des Wiedersehens gewiß. Ich werde streben, ein Mann zu werden, der meiner Felicia würdig ist und es verdient, sie heimzuführen.

Und ich, mein Geliebter, ich werde dieser heiligen Stunde gedenken und sie wird mir Muth geben zu allem Guten, Muth, die Trennung zu ertragen.

Aber wir werden uns schreiben. Nicht wahr, Felicia, wir werden uns schreiben?

Frage darnach die Tante Katharina. Sie wird es vermitteln, wenn es sein kann. Aber mein Herz wird an Dich schreiben alle Tage, und die Sonne und die Wolken, und die Sterne und der Mond, sie werden Dir immer meine Grüße bringen. Denn dieselbe Sonne scheint dort drüben und dieselben Sterne leuchten Dir und mir.

Das Denken an Dich, Felicia, das wird der Stern sein, der in meinem Herzen leuchtet, die Liebe wird die Sonne sein, die meinen einsamen Pfad überstrahlt.

Felicia, rief Katharina Eibbini, die Thür öffnend.

Alles ist zur Abreise bereit. Komme, mein Kind, denke daran, daß Dein Vater im Kerker schmachtet und daß Du ihm die Erlösung bringen sollst.

Ich denke daran, sagte Felicia, ich denke daran und ich bin bereit. Lebe wohl, Guido, Du Liebling meines Herzens, lebe wohl, meine Schwester Carmela, und Du, geliebte Schwester meiner Mutter, sei der Waise eine Mutter. Noch einen Kuß, Carmela! Ich gehe und bringe ihn Deinem Vater, und wir Beide, Er und ich, die armen Verbannten, wir nehmen ihn mit uns nach Amerika. Lebet wohl!

Sie stürzte vorwärts, zur Thür hinaus. Guido und Carmela wollten ihr folgen, aber Katharina hielt sie zurück.

Bleibt, sagte sie, vergrößert ihr nicht den Schmerz des Abschiednehmens, ihr starkes Herz hat sich losgerissen und —

Das laute Rollen eines abfahrenden Wagens, das Schmettern eines Posthorns unterbrach sie.

Sie ist fort, oh mein Gott, sie ist fort, murmelte Guido, die Hände über sein bleiches Antlitz legend, während Carmela in Thränen ausbrach.

Auf Eure Kniee nieder, meine Kinder, rief Katha-

rina. Laßt uns beten das Gebet, welches Deine Mutter in der Sterbestunde mit Euch gebetet hat.

Sie zog das Kind mit sich auf ihre Kniee nieder, neben ihnen sank Guido demüthig und ergeben zu Boden, und mit lauter Stimme, mit begeistertem Antlitz beteten sie: Heiliger Geist, laß dich hernieder, überschatte mit Deiner Kraft und Deiner Gluth die Söhne Italia's, senke auf ihre Häupter das heilige Pfingstfest der Begeisterung, welche den Tod nicht scheut, sondern das Leben überwindet, welche jubelt in der Gefahr und freudig ringt nach den höchsten Gütern der Menschheit. Oh heiliger Geist, entflamme die Söhne der geknechteten Mutter mit Haß und Zorn, mit Rachedurst und heiliger Wuth, lasse die Lämmer sich verwandeln in Löwen, die duldenden Kinder in wuthentbrannte Männer, lasse die Geknechteten sich erheben, gieb ihnen den Muth der That, die Energie des Hasses! Amen!

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß.